

Ludwig Dietz

Unbekannte Essays von Robert Musil  
Versuch einer Zuweisung anonymer Beiträge  
im »Losen Vogel«

Vorbemerkungen

*Der Reiz alles Problematischen, die Freude an X [...] ist aber [...] zu groß, als daß diese Freude nicht immer wieder wie eine helle Glut [...] über alle Gefahr der Unsicherheit [...] zusammenschläge.*

Nietzsche (in der »Vorrede« zur  
»Fröhlichen Wissenschaft«)

Nicht mit einer Signatur oder vergleichbaren »Zeichen« versehene d. h. anonyme Erscheinungen sind in einer Zeit der Namen eine besondere Herausforderung. In den bildenden Künsten hat sie neben Hilfsnamen wie »Meister mit den Bandrollen« oder »Petrarca-Meister« zu einer Fülle von Attributionen geführt; vor allem, weil der Markt, auf dem die Gier einzelner und der Museen nach großen Namen den großen Preis macht, danach lechzt; so daß sich der Betrachter eines Rembrandt, van Gogh usw. nicht zu Unrecht immer wieder einmal fragt, ob das stolz von einer Galerie herausgestellte Bild denn auch tatsächlich echt sei; und weil er überdies weiß, wie auch in jüngster Zeit renommierte Museen und Auktionshäuser mit ausgewiesenen Experten auf Fälschungen hereinfielen und statt durch Forschung durch bloßen Zufall dahinter kamen. Oder weil er weiß, daß die zahllosen Zuschreibungen zahlreiche Abschreibungen nach sich zogen, etwa die Anzahl der erhaltenen eigenhändigen Gemälde Rembrandts sich von 1935 festgestellten über 600 zunächst um ein rundes Drittel und inzwischen nochmals verringert hat. – Ohne jeden Zweifel: Wäre der »Lose Vogel« eine Sammlung 1911 bis 1914 entstandener und erworbener Gemälde, noch das kleinste davon

wäre längst attribuiert und die Attribution diskutiert. Im Wissen um die Probleme des Attribuierens auf dem Gebiet der bildenden Künste habe ich die Herausforderung angenommen und bin das Wagnis eingegangen.

Ein Teil der hier mitgeteilten Attributionen ist skizzenhaft entstanden im Zusammenhang mit meinen textkritischen Untersuchungen zu Kafka. Bei der Rolle, die Blei für Kafka spielt, mußte dabei auch die Zeitschrift der Anonymen »Der Lose Vogel« genauer angesehen werden; denn viele der jungen Leute, die Blei gefördert hat oder die mit ihm in Kontakt waren – Carl Einstein, Karl Klammer, Robert Musil, René Schickele, Kurt Tucholsky u. a. – wählen wie Blei selbst irgendwann einmal ein Pseudonym, ein Kryptononym oder die Anonymität. Erste Ergebnisse zum »Losen Vogel«, die sich an meinen Aufsatz über Max Brods Jahrbuch »Arkadia« in Ernst L. Hauswedells »Philobiblon« anschließen sollten, blieben jedoch als Entwurf liegen. Wieder aufgenommen, nachdem in den vielen Jahren sich dieses heiklen Geschäfts niemand angenommen und um diese recht eigentlich textkritische Frage gekümmert hat, jetzt überdies gefördert durch inzwischen weit gediehene Werk-, Brief- und Tagebuch-Ausgaben, verselbständigten sich Teile des damaligen Entwurfs, so zu Musil und Rudolf Borchardt.<sup>1</sup>

Die bisher einzige Attribuierung eines anonym erschienenen Textes von Musil, der Glosse »Kriegsdämmerung« durch Jürgen C. Thöming,<sup>2</sup> experimentiert zunächst mit statistischen Erhebungen zu Satz- und Wortlängen und zur Wortklassenverteilung, läßt dem jedoch, weil bei solchen Verfahren »normalerweise Texte von zehnfachem Umfang zugrunde gelegt werden«, als sicherere die »traditionelle formale und inhaltliche Analyse« folgen. Insofern es sich bei den Aufsätzen im »Losen Vogel« auch um einige sehr kurze Texte handelt, die kaum ein Viertel des Umfangs der »Kriegsdämmerung« haben, wäre mit einem statistischen Verfahren kaum etwas zu gewinnen; auch genügte eine Auswertung nur über diese Statistiken selbst bei längeren Texten nicht, solange Vergleichswerte aus dem Bereich jener Autoren fehlen, in dem Musil seine Prosa-Wortkunst entwickelt hat; das sind vor 1914 eben nicht – wofür Thöming

<sup>1</sup> Eine Studie zu Borchardt im »Losen Vogel« werde ich demnächst vorlegen.

<sup>2</sup> Wie erkennt man einen anonym veröffentlichten Musil-Text?, in: *Etudes Germaniques* 25, 1970, S. 170–183.

Vergleichswerte hat – Döblin, Rilke, Kafka, Lessing, Albert Einstein, Mommsen, sondern z. B. Nietzsche, Kerr, Blei, Carl Einstein, Borchardt. Weil die Beiträger des »Losen Vogels«, in deren Mitte er schreibt, offensichtlich ein gleichgerichtetes Streben in Ausdruck und Inhalten zusammenführt, stellt sich überdies das Problem des Gruppenstils. Es ist freilich denkbar, daß statistische Verfahren sich auch mit Erscheinungen eines Gruppenstils beschäftigen, einmal feinere Raster (auch für rhetorische Mittel) zu entwickeln und entsprechende Vergleichsdaten aus Werken vor 1914 und von einer ganz bestimmten Reihe von Autoren bereitzustellen vermögen. Inzwischen fiel der Entschluß gegen die Mechanik einer Statistik ohne sinnvolle Vergleichsdaten nicht allzu schwer.

Zum Wagnis des Unterfangens, zur »traditionellen Methode« – einem textkritisch vergleichenden und interpretierenden Verfahren: Besonderheiten zu gewahren, zu erkennen, zu unterscheiden, dabei stets »die Erfahrung zu erweitern und die Methode zu reinigen«<sup>3</sup> – und zu einigen Problemen des Attribuierens wird im Laufe der Zuweisungen immer von neuem die Rede sein müssen. Im Grundsätzlichen ähnelt die Methode der in den bildenden Künsten entwickelten; ist z. B. einem Vorgehen vergleichbar, wenn eine bislang unbekannte und nicht bezeichnete Radierung zuzuweisen ist. Als Basis der Zuschreibung sind Umfeld, Zeit und Ort der Entstehung des Drucks zu sichern. Mit der Ein- und Zuordnung der Gegenstände und ihrer besonderen Darstellung, des gewissermaßen Ikonographischen, beginnt die Notwendigkeit, den Individualstil von anderen Stilen, so auch vom vielleicht vorhandenen Gruppenstil, zu trennen. Die persönliche Handschrift, das unverwechselbar Eigene wird in Vergleichen mit Radierungen, die aus denselben Gegebenheiten kommen, erkundet; u. a. in den verwendeten Techniken, etwa den Arten und der Mischung der Ätzungen, der Benutzung der Werkzeuge, wie der kühneren oder vorsichtigeren Führung der Radiernadel und ihrer Strichsetzung, aufzuspüren versucht – in Elementen also, die bei der dichterischen Äußerung in Auffälligkeiten oder Eigenheiten der Grammatik, des Satzbaus, der Rhetorik, des Wortschatzes, der Metapher, der rhythmischen Bewegungen sichtbar und hörbar werden. In der bildenden Kunst wie in der Dichtung ist man dann dort angekommen, wo

<sup>3</sup> Dies nennt Goethe einmal (anlässlich der Manuskripte zur »Farbenlehre«) seine »früheste Maxime« (»Campagne in Frankreich«, 14. Oktober).

die Befunde sich mit Interpretation vereinigen und wo Urteile einer Beobachtung mit weitsichtigerem oder schwächerem Auge, einem Vergleichen auf der Grundlage größerer oder geringerer Kenntnis auf diesem oder jenem Gebiet folgen.

Um nicht mit allzu langen Zitaten ermüden zu müssen und noch für das kürzeste Zitat über dessen Stellung innerhalb eines schwieriger erreichbaren Textes vollständig ins Bild setzen zu können, sind die attribuierten Essays und zwei der Musil nahen Übertragungen in einer anschließenden Wiedergabe zugänglich gemacht. Dem Leser wird damit zugleich der Weg zu kritischer Prüfung, zur Erweiterung der Zitate und zu Ergänzungen geöffnet, da nicht alles, was an Argumenten in den Texten selbst liegt, ausgeschöpft ist.

### Abkürzungen, Zitierweise, verwendete Literatur

Zitate aus häufig angeführten Werken sind nachgewiesen im Text zwischen runden Klammern mit diesen Abkürzungen:

- Seitenzahl = »Der Lose Vogel«  
[a) bis d) seitengleich] a) Eine Monatschrift. [9 Einzelhefte: Nrn 1–7, Nr. 8/9, Nr. 10–12; Hg. von Franz Blei u. a.] [1912/1913]  
b) [Sammelschrift] [Vorwort von Franz Blei] Kurt Wolff Verlag, Leipzig 1913  
c) [Fotodruck der Sammelchrift] Kraus Reprint: Nendeln/Liechtenstein 1970  
d) Wiedergabe von 6 Musil attribuierten Essays und 2 ihnen nahestehenden Beiträgen aus dem LV im vorliegenden Jahrbuch, S. 110–134
- LV = Abkürzung für den »Losen Vogel« (in den Anmerkungen)
- I und Seitenzahl = Robert Musil, Gesammelte Werke, Band I (»Der Mann ohne Eigenschaften«), ed. Adolf Frisé, Reinbek 1978

- II und Seitenzahl = Robert Musil, Gesammelte Werke, Band II, ed. Adolf Frisé, Reinbek 1978
- T, TII und Seitenzahl = Robert Musil, Tagebücher [Bd 1, Bd 2], ed. Adolf Frisé, Reinbek 1976
- B und Seitenzahl = Robert Musil, Briefe 1901–1942 [Bd 1], ed. Adolf Frisé, Reinbek 1981

Musils bekannte Beiträge zum LV sind ebenfalls nur mit dessen Seitenzahlen zitiert; Adolf Frisé hat sie wiedergegeben in II 983–1008, 1441–1444.

Weitere benutzte Literatur ist in den Anmerkungen verzeichnet.

### I Die bekannten Beiträge im »Losen Vogel« – und unbekannte?

Daß Robert Musil für Franz Bleis Monatsschrift »Der lose Vogel«, die alle Beiträge unsigniert wiedergibt, Aufsätze schrieb, konnte man schon Anfang 1913 wissen; nicht weil bekannt war, daß die angeblich gemeinsame Herausgeberschaft der anonym bleibenden Mitarbeiter sich in Blei repräsentierte und in die nächste Nähe Bleis und der von ihm mitgestalteten oder initiierten und geführten meist ebenso Aufsehen erregenden wie kurzlebigen Zeitschriften auch Musil gehörte und hier früh gefördert: gelobt, propagiert, gedruckt worden war, und so ebenfalls in der bisher aufwendigsten, der Zweimonatsschrift »Hyperion«, die vor nicht langem genauso ein frühes Ende erlebt hatte; vielmehr weil ein Zitat im siebten Heft des »Losen Vogels«, das um die Jahreswende 1912/1913 erschien, mit einem in Klammern dahinter gesetzten »R. Musil« nachgewiesen ist (236), und zwar in einem Aufsatz, den ebenso auch ein zeitgleich veröffentlichtes Buch Bleis wiedergibt.<sup>4</sup> Der Suchende findet das Zitat nämlich in keiner von Musil signierten Veröffentlichung, weder in den »Verwirrungen des Zöglings Törleß« und den »Vereinigungen« noch in den Beiträgen zum »Hyperion« und zum »Pan«, wohl aber im

<sup>4</sup> Der Dichter und das Leben (Vermischte Schriften, Bd. 6), München u. Leipzig 1912, S. 73–83. (Das »Nachwort« ist mit »November 1912« datiert.)

Essay »Politik in Österreich« des vorhergehenden Hefts (201) – eine für den »Losen Vogel«, der auch damit seinem Namen gerecht wird, bezeichnende Art, noch mit der propagierten Anonymität sein Spiel zu treiben, in diesem Fall: die Anonymität eines Beitrags schon nach kürzester Zeit wieder aufzuheben (und Musil veröffentlicht dann diesen Essay, nun signiert, schon in der »Aktion« vom 26. Juli 1913 nochmals). Und als Kurt Wolff, der die Monatsschrift nach Heft 7 in seinen Verlag genommen hatte, die unverkauft gebliebenen Hefte des »Losen Vogels« als Sammelschrift herausbrachte, wurden hier in einem – anonymen (von Blei verfaßten) – Vorwort die Namen der meisten Mitarbeiter wenigstens *en bloc* notiert, darunter auch der Musils. Indirekt weist Musil dann noch zweimal auf seinen im letzten Heft der Zeitschrift (310–314) erschienenen Essay »Der mathematische Mensch« hin: 1923 durch eine kryptonyme Wieder-Veröffentlichung in der »Prager Presse« (II 1805) und 1926 in einer Zuschrift an den »Tag« und die »Prager Presse« mit der Feststellung, er habe schon »über gewisse Zusammenhänge zwischen moralischem und mathematischem Denken geschrieben« (II 680f., II 1759). Und auf diesen Essay bezieht sich dann auch Franz Blei, als er seinen im gleichen Heft des »Losen Vogels« erschienenen Aufsatz »Poincaré« für das Buch »Ungewöhnliche Menschen und Schicksale« umgestaltet. Dabei ersetzt er seinen Titel durch den Musils und endet den Aufsatz mit einem die Seite füllenden Zitat aus Musils Essay, das er – es geringfügig ändernd und »wie Poincaré« einfügend – so einführt: »Robert Musil gab in einem Aufsatz über den mathematischen Menschen dem hier skizzierten Bildnisse eines Mathematikers die Pointe des aufgesetzten Lichts.«<sup>5</sup> Zugleich beendet Blei für die damals ganz geringe Zahl von Neugierigen somit 1929 die Anonymität beider Aufsätze halbwegs, denn immer noch ist der Ort der Quelle seines Zitats nicht genannt.

Weiteres wurde erst nach Musils Tod aufgedeckt, als Adolf Frisé das Werk des beinahe Verschollenen zu edieren unternahm. Auf hinterlassenen »Listen« Martha Musils für eine geplante Gesamtausgabe fand Frisé »auch ein Verzeichnis seiner Beiträge für diese nur zehnmal [!] ausgelieferte Zeitschrift«, hielt damit »Musils Anteil« am »Losen Vogel« für »im einzelnen fixiert«<sup>6</sup> und erfaßte die Beiträge öffentlich erstmals 1955

<sup>5</sup> Berlin 1929, S. 299–310; das Zitat S. 309.

<sup>6</sup> So in seinem Leserbrief »Musil im ›LV‹« (FAZ, 26. Juli 1963) auf Margret Boveris Feuilleton »Die zornigen jungen Männer. Beim Blättern im ›LV‹« (FAZ, 13. Juli 1963).

im zweiten Band der damals vorliegenden Gesamtausgabe. Inzwischen sind diese acht von Martha Musil genannten Beiträge (darunter die zwei längst bekannten) in Musils »Gesammelten Werken« 1978 durch Adolf Frisé sorgfältig ediert und annotiert.<sup>7</sup>

Bei genauerer Lektüre des »Losen Vogels« im Zusammenhang mit meiner Bibliographie der Drucke Kafkas bis 1924 – um auszuschließen, daß hier etwas von Kafka stehe (immerhin hatte Blei als erster Prosastücke Kafkas publiziert und war der neue Name für ein Pseudonym gehalten worden) –, konnte ich den 13 seit längerem nicht mehr anonymen Beiträgen (8 von Musil, je 1 von Borchardt, Brod, Stadler, Walser und Werfel)<sup>8</sup> noch 39 anfügen: 18 von Alain, 15 von Blei, 2 von Chesterton, 1 von Kolb, 1 von Scheler, 2 von Suarès. Damit waren für rund die Hälfte der 351 Seiten der Zeitschrift die Autoren bereits nachgewiesen. Außerdem hatte sich bei einer Reihe von Artikeln ein poröser und doch schon ungefähr gerichteter Verdacht gemeldet, wer die Autoren sein könnten.

Diesem Verdacht inzwischen nachgehend, führte ein Weg zur Attribution mehrerer Beiträge an Rudolf Borchardt, dessen Namen das Vorwort des Sammelbuchs verschwiegen hatte (wie auch den Chestertons), der sich jedoch selbst 1923 durch einen beiläufigen autobibliographischen Hinweis auf den Essay »Die unverantwortliche Stadt«<sup>9</sup> und 1928 durch dessen Wiederveröffentlichung unter dem neuen Titel »Scherzo« in seinem Buch »Handlungen und Abhandlungen« als Mitarbeiter zu erkennen gab,<sup>10</sup> gleichwohl noch immer halb verdeckt (d. h. ohne den Namen der Zeitschrift zu nennen, die man allerdings zuerst im Umkreis Bleis, Hofmannsthals und Schröders suchen und damit unschwer finden würde). Der Verdacht, der von Blei so geschätzte, geförderte und ihm befreundete Musil mußte dann ebenfalls mehr als nur die acht bekannten Aufsätze für den »Losen Vogel« geschrieben haben, hatte sich dabei verstärkt und schließlich im Vergleich mit einem inhaltlich verwand-

<sup>7</sup> II 983–1008, 1441–1444, 1802–1805, 1850f.

<sup>8</sup> Die Vermutung im Reprint der »Aktion« (ed. Paul Raabe, Darmstadt 1961, Bd. 1, S. 79), die aus dem LV übernommenen Essays »Mantua« und »Theorie und Praxis« seien von Blei, trifft nicht zu; sie sind von Suarès und Chesterton (bei diesem steht als Verfasser: »Vom losen Vogel«).

<sup>9</sup> »Die Dichtung«, ed. Wolf Przygode, 2. Folge 2. Bd. S. 158f.

<sup>10</sup> Berlin-Grunewald 1928, S. 280.

ten Aufsatz (eben jenem, der aus »Politik in Österreich« zitiert und von Blei stammt) dahingehend verdichtet, daß für den Kurzesay »Romane der Technik« mit größter Wahrscheinlichkeit Musil als Autor in Frage kommt.<sup>11</sup> Martha Musils Liste hätte sich damit als unvollständig erwiesen – als Auswahl?

## 2 Blei und Musil

Nur in Umrissen untersucht ist bislang,<sup>12</sup> wie überall, wo auch immer Blei auftauchte: agierte, erzählte, eigene und neue rasch angeeignete Gedanken austreute, etwas in Bewegung war oder in Bewegung geriet. Aus nächster Nähe meint Musil zu wissen, Carl Sternheim sei »nicht nur eine Entdeckung, sondern geradezu ein Erziehungsprodukt Bleis gewesen« (II 1202); oder es bemerkt Kafka nach mehr als zehn Jahren wiederholter Begegnungen: »Blei ist viel gescheiter und größer als das, was er schreibt«;<sup>13</sup> oder es meint Kurt Hiller Jahrzehnte später, eine »Franz-Blei-Clique« konstruieren zu müssen.<sup>14</sup> Silvia Bonacchi und Emanuela Veronica Fanelli<sup>15</sup> haben die Beziehung zwischen Blei und Musil beobachtet und dabei auch, was Musil außer der Möglichkeit zu Veröffentlichungen aus seinen vielfältigen Kontakten mit Blei und dessen Zeitschriften für sich gewonnen hat; der »Lose Vogel« führt dabei allerdings ein besonderes Schattendasein: Es bleibt bei seiner sporadischen bloßen Nennung.

Das Verhältnis zwischen Blei und dem zehn Jahre Jüngeren ist schon bald nach Erscheinen der »Verwirrungen des Zöglings Törleß« das naher Freunde; eine Freundschaft, die sich bis zur Terrorherrschaft Hitlers – dessen Feinde sie schon früh waren – bewährt und erhält und erst mit der Isolierung des verarmten Blei auf Mallorca sich lockert. Blei hat Musil als den ersten »Glücksfall seines spirituellen Lebens« erfahren, vor den späteren in Albert Paris Gütersloh und Hermann Broch; und

<sup>11</sup> Siehe Teil 5.

<sup>12</sup> Erst seit kurzem, nach Jahrzehnten der Vernachlässigung, ist Blei wieder Gegenstand kritischen Betrachtens: Dietrich Hardt (Ed.), *Blei, Mittler der Literaturen*, Hamburg 1997.

<sup>13</sup> Gustav Janouch, *Gespräche mit Kafka*, Frankfurt a. M. 1968, S. 131.

<sup>14</sup> Zit. nach Sibylle Peukert: Carl Einstein, Göttingen 1969, S. 59f.

<sup>15</sup> »Ein nie gesättigtes Verlangen nach Geist...«: Zur Beziehung zwischen Blei und Musil; in: Hardt (Anm. 12), S. 108–138.

Gütersloh bestätigt dies, wenn er in einer imaginierten Erzählung eben auch diese »Glücksfälle« mit den Blei Nahestehenden im Augenblick seines Todes bei ihm erscheinen läßt.<sup>16</sup>

Was Blei an den »drei« für ihn »repräsentativen Gestalten der neuen deutschen Dichtung« besticht, ist ihr »Umweg« zur Dichtung durch eine Wissenschaft.<sup>17</sup> Er selbst hatte in der Schweiz Nationalökonomie studiert, über den Abbé Galiani promoviert und dessen »Dialog über den Getreidehandel« übersetzt, kommentiert und herausgegeben. Er machte keinen Hehl aus seiner Überzeugung, daß der zeitgemäße Dichter seine Wurzeln in modernsten Berufen haben müsse und daraus die notwendigen Impulse und zukunftsweisenden Perspektiven erhalte, um – nach einem Wort Musils über Blei – »an einem neuen Maß zu bilden« (II 1456). Weil z. B. Kafka diese Einstellung kennt und betonen will, daß er kein lebensfremder Poet sei, vielmehr tief in allermodernstem Leben stecke, schickt er Blei 1909 einen »Jahresbericht der Arbeiter-Unfall-Versicherungs-Anstalt für das Königreich Böhmen in Prag« – einer der fortschrittlichsten Einrichtungen dieser Art in Europa – mit dem Hinweis, daß der Bericht »bis zur 22ten Seite von [ihm] geschrieben« sei.<sup>18</sup> Blei, immer begierig, sein Wesen an anderen zu erweitern, scheint von Musils Vorstellung fasziniert, Verfahren und Erkenntnisse der Mathematik und der

<sup>16</sup> Franz Blei, Schriften in Auswahl, Nachwort von Albert Paris Gütersloh, München 1960; S. 292; S. 664. – Er propagierte ihn, wenn immer es sich machen ließ, und stets in höchsten Tönen; so z. B. in einer Rezension der »Geschichte eines Knaben um 1910« von Egmont Seyerlen (Weiße Blätter Nr. 6, Anhang S. 114): »Unter den hier genannten Büchern (andere sind nicht zu nennen) steht eines abseits und darüber: Musils Verwirrungen, die eine neue Welt in die Welt stellen und nicht die alten Kunstbestände variieren; ein schlankes Buch ohne eine überflüssige Zeile; zusammengehämmert auf die größte Dichtigkeit; auf einer Höhe der Intellektualität, die bis dahin von keinem deutschen Romane erreicht oder auch nur erstrebt wurde«. Oder er nannte ihn 1912 bei einer Auflistung »kritischer Leistungen hohen Grades« (Anm. 4, S. 13f.) neben Borchardt und Heinrich Mann, obwohl bis dahin erst ein Essay (II 977–983) unter seinem Namen erschienen war, mit einem Plural (»die kritischen Arbeiten von Robert Musil«), der nur wenigen als Hinweis auf den LV verständlich sein konnte.

<sup>17</sup> Ebd. S. 291. Auch für Musil und Borchardt ist dieser Begriff Goethes (»Umweg, Irrtum« und »Abweg« [vom »Ziel«] im »Lauf des Lebens«) wesentlich; Musil notiert sogar für eine Ausgabe der verstreut veröffentlichten Essays »Titel: Umwege« (T 585).

<sup>18</sup> Vgl. u. a. Kafka, Amtliche Schriften, ed. Klaus Hermsdorf, Berlin 1984; Hermsdorf (S. 28) verkennt völlig die Intention der Sendung und so auch den Empfänger (Paul Raabe folgend: »Dieser Alltagswelt [...] stand die geistige, aristokratische Welt Franz Bleis sehr fern«; Kafka-Symposion, Berlin 1965, S. 14).

Naturwissenschaften auf das Leben zu übertragen und den Mathematiker als »eine Analogie für den geistigen Menschen, der kommen wird« zu verstehen; eine Faszination, die ihn auch zu Hermann Broch geführt hat. Er bewundert Musil als »vorwegnehmenden und vorauslaufenden Menschen« (wie Nietzsche sagen würde).<sup>19</sup> Bezeichnenderweise gibt er denn auch schon im ersten Heft des »Losen Vogels« die Kurzesays »Erinnerung an eine Mode« (17–19) und »Penthesileiade« (23–26) wieder; er muß hier gesehen haben, daß Musil, wie bisher niemand, die Mode und die homoerotischen Klubs oder Veranstaltungen – Erfahrungen der Berliner Zeit – als emanzipatorische und antizipierende Erscheinungen der Gesellschaft verstand. Erst Jahrzehnte später wird Walter Benjamin in seinem »Passagen-Werk« dasselbe erkennen und Musil unfern ausdrücken:

Das brennendste Interesse der Mode liegt für den Philosophen in ihren außerordentlichen Antizipationen. Es ist ja bekannt, daß die Kunst vielfach [...] der wahrnehmbaren Wirklichkeit um Jahre vorausgreift. [...] Und dennoch ist die Mode in weit konstanterem, weit präziserem Kontakt mit den kommenden Dingen kraft der unvergleichlichen Witterung, die das weibliche Kollektiv für das hat, was in der Zukunft bereitliegt. Jede Saison bringt in ihren neuesten Kreationen irgendwelche geheimen Flaggensignale der kommenden Dinge. Wer sie zu lesen verstünde, der wüßte im voraus nicht nur um neue Strömungen der Kunst, sondern um neue Gesetzbücher, Kriege und Revolutionen. – Zweifellos liegt hierin der größte Reiz der Mode, aber auch die Schwierigkeit, ihn fruchtbar zu machen.<sup>20</sup>

Über Musils Verhältnis zu Blei orientieren Wertungen in mehreren zeitlich um Jahre auseinanderliegenden Essays. Der früheste, »Essaybücher« im September 1913 in der »Neuen Rundschau«, teilt das besondere »Licht«, in welchem Musil zur Zeit des »Losen Vogels« Blei gesehen hat, dem Leser durch das Medium der bisherigen Publikationen mit:

Das Bestrickende an diesen Schriften Franz Bleis ist die Atmosphäre. Wie wenn die Sonne noch unter dem Horizont steht und der ganze Rund leuchtet. Helle Unruhe; kompaßlose Durchdringung mit Licht. Die Gegenstände haben, auch wenn gegen sie polemisiert wird, weil gegen sie polemisiert wird, keine Schattenseite. Solch ein von allen Richtungen schwingendes Leben des Arguments; die Luft strahlt. (II 1454f.)

<sup>19</sup> Vgl. Jenseits von Gut und Böse 254.

<sup>20</sup> Gesammelte Schriften V, 1; ed. Rolf Tiedemann, Frankfurt a. M. 1982; Über »Modes« S. 110–132, das Zitat S. 112.

Weil sie ihm platte Irrtümer sind, kann Musil dabei geläufige Urteile über Blei wiederholen und pointiert zusammenfassen – um sie zu widerlegen:

Das Stete, Ernste und durchaus Widerspruchslose in den Arbeiten Bleis, wovon immer sie handeln, ist ein leidenschaftliches Empfinden für das Spirituelle. [...] Nichts von ihm hat man so lange nicht verstanden wie dieses. [...] Und wie Stil für den Schreibenden nicht nur eine Bindung ist, sondern späterhin ein fruchtbares Mittel des Erfindens, erscheint ihm die Lebenshaltung einer Gesellschaft in ihrer Wirkung auf den durchschnittlichen Menschen: sie erfindet für ihn, souffliert ihm, zwingt ihn hinauf. Das ist in Wahrheit Bleis vermeintlicher Ästhetizismus und seine Erotik, sein dandyisme, sein Rokoko, seine Neigung zur Moral, seine Gegnerschaft gegen alle Libertinage, sein konservativer Zug. Man sieht, welche andre Bedeutung diese Vorstellungen hiebei gewinnen. Sie fließen zusammen, die ursprünglichen Grenzen ihrer Begriffe treten zurück und es bleibt bald nur die Fahrt über eine weite unbezwungene Fläche. (II 1456)

Keine Frage, Musil erkennt sich selbst in Blei wieder, sieht an ihm vor allem, was sein eigenstes Interesse ist und das er mehrfach in dieser Zeit formuliert; man erinnere sich daran, daß dem Mann ohne Eigenschaften »sich alles in einer unendlich verwobenen Fläche ausbreitet« (I 650), oder an die inhaltliche und bildliche Parallele in der »Penthesileiade« von der »schrackenlosen Kombinatorik des Dichters, welche die Grenzen der Bedeutung unentwirrbar verflucht«, um »noch nicht befahrene seelische Verzweigungen wie in Booten hinab[zu]treiben« (23f.). Blei ist für Musil »konstruktive Leidenschaft« und ein »Kapitän für große Fahrt« (II 1456f.); auch Blei sucht das Unbetretene, ist – um in dem Bild zu bleiben, das wohl auf Baudelaire zurückweist – ein »trunkne[r] seemann · finder neuer welten«, unterwegs »Zum Unbekannten nach des Neuen spur!«,<sup>21</sup> und damit recht eigentlich Weggenosse.

Die Wirkung Bleis als einer Persönlichkeit, die aus dem Partner das diesem Eigenste hervorzutreiben versteht, ist aus vielen Beispielen bekannt; »Dir schulde ich«, wird etwa Albert Paris Gütersloh sagen und dabei wie Musil »das Maß« beschwören: »Dir schulde ich das Wissen um das Maß der Dichtung«, und mehr noch: »Dir die entbundene Zunge«. <sup>22</sup>

<sup>21</sup> So Verse aus »Le Voyage« in der Übertragung Georges (»Die Reise« II, VIII).

<sup>22</sup> Blei, Schriften (Anm. 16), S. 653.

Für Blei ist es eine Selbstverständlichkeit, zu seiner ersten großen Zeitschrift, dem »Hyperion«, Musil einzuladen. Daß sein Wille und die Möglichkeit, ihn zu publizieren, weniger greifbare Ergebnisse hatten als von beiden Seiten erhofft, lag allein an Musils in eine neue Richtung laufendem skrupulösestem Schreiben, das erst nach mehrjährigem Kampf mit den Novellen »Vereinigungen« einen die Absichten vorläufig erfüllenden Abschluß erreichte. So blieb es beim Druck einer frühen Fassung der Novelle »Die Versuchung der stillen Veronika« im sechsten Heft des »Hyperion«.

Bei einer eher oberflächlichen Verbindung mit Musil hätte Blei enttäuscht sein können; die zweifelsfreie Nähe mit der Einsicht in seine Fähigkeiten macht Musil jedoch zu einem der ersten, die von Bleis neuem Zeitschriften-Plan wissen, während der »Hyperion« noch kaum den ersten Jahrgang hinter sich gebracht hat: einer Monatsschrift für Essays. Zu den früh darüber Unterrichteten zählen auch Borchardt, Annette und Germaine Kolb; und diese fünf – Blei, Borchardt, die Schwestern Kolb, Musil – bestreiten dann zusammen einen Großteil des ersten Hefts. Bleis Abkehr vom ursprünglichen Konzept des »Hyperion« war im Freundeskreis schon geraume Zeit bekannt; Max Brod teilt er am 26. April 1909 mit, daß ihm »im Hyp. jede Seite leit thut, die mit irgendwas anderem als mit Aufsätzen bedruckt ist« und dabei müsse er »in den ersten zwei Heften« [des zweiten Jahrgangs] zu seiner »Verzweigung noch im vorigen Jahr angenommenes drucken«. Blei wollte Ätzendes, »mit Salpetersäure« Geschriebenes unter die Leute bringen.<sup>23</sup> Folgerichtig ist auch in den letzten Heften des »Hyperion« mehr Essayistisches wiedergegeben denn zuvor. Musil konnte im »Losen Vogel« außerdem Vorstellungen für die einmal von ihm überlegte eigene Zeitschrift »Pasquill« (T 226) sich verwirklichen sehen; er hatte damals z. B. notiert: »[...] die organisierte Gemeinheit! [...] Das Pasquill ist eine anonyme Schmähschrift, ein Angriff aus der Deckung der Dunkelheit [...]«. (TII 925)<sup>24</sup>

Noch im Dezember war er »mit Bleis zusammengetroffen« (T 231) und hatte Genaueres über den »Losen Vogel« gehört: die Wahl des Ti-

<sup>23</sup> Zit. nach: Kafka, Krit. Ausgabe, Drucke zu Lebzeiten, Apparatbd, Frankfurt a. M., S. 524.

<sup>24</sup> Siehe auch Frisés Kommentar zu dem Entwurf »Um die Gründung des literarischen Vorwärts« (II 1764).

tels und die »xenien«-ähnlichen Absichten.<sup>25</sup> Hinweise lassen vermuten, daß er umgehend Artikel zu entwerfen begann; Ende Januar 1911 hat er »eine, liebevolle, Satyre auf den Pan für den Losen Vogel angefangen« (T 234), die wohl nicht vollendet wurde, und im Februar fragt er Blei:

Lebt der Lose Vogel? Ich werde wahrscheinlich sterben, an einem Schnupfen, den ich habe, wenn aber nicht, so vielleicht ein kleines weibliches Tagebuchfragment mit Verulkung einiger literarischer und erotischer Erscheinungen beenden; würde das passen? (B 74)

So stehen schon im ersten Heft von ihm die zwei bekannten kleinen Beiträge.

### 3 »Der Lose Vogel«

#### *Zeitschrift und Sammelbuch*

Der »Lose Vogel« erschien seit Januar 1912, konnte sich auf keinen Verlag, nur auf die Leserschaft (die sich in bescheidensten Grenzen hielt) und auf Anzeigen (die nach einem vielversprechenden Anfang manchmal ganz ausblieben) stützen,<sup>26</sup> und mußte sich – wie nach seinem Ende als Zeitschrift das Vorwort des Sammelbands berichtet, zu dem die unverkauft gebliebenen Hefte zusammengefügt wurden – »von Freunden das schenken« lassen, »was zur Bestreitung der Kosten noch nötig war«. Die Namen dieser Mäzene sind allerdings bloß – »da wir ihre Bescheidenheit kennen«<sup>27</sup> – mit den Initialen notiert. Ihre Aufschlüsselung, um zu sehen, wer sich dahinter verbirgt und das Unternehmen gefördert und ihm wohl auch Beiträge zugeführt hat, ist noch nicht völlig geklärt:<sup>28</sup>

<sup>25</sup> Meine Borchardt-Studie (Anm. 1) orientiert darüber ausführlich.

<sup>26</sup> Seinen Namen als Verlag gab für Heft 1 bis 7 P. A. Demeter, der auch Heft 1 bis 5 in Leipzig druckte; die folgenden Hefte druckte Oskar Bonde in Altenburg. – In Heft 1 (bei 37 Seiten Text): 8 volle Seiten Anzeigen, Heft 2: 1 S., Heft 3: 2 S. und 1 Beilage, Heft 4: 1 S., Heft 5: keine Anzeige, Heft 6: 4-seitige Beilage, Heft 7: keine Anzeige.

<sup>27</sup> LV/Sammelschrift S. VI (recte: IV).

<sup>28</sup> Man vergleiche mit meinem Vorschlag den differierenden und unvollständigen Wolfgang Göbels: Der Kurt Wolff Verlag 1913–1930, Frankfurt a. M. 1977, S. 654f.

E[rik] E[rnst] S[chwabach]  
W[alther] R[athenau]  
R[adulph von Barton gen.] v[on] S[tedman] (oder<sup>29</sup> R[udolf] v[on]  
S[imolin])  
P[aul von] S[chwabach]  
L[udwig] v[on] H[ofmann]  
C[arl] S[ternheim]  
A[lfred] W[alter] H[eymel].

Der Untertitel »Eine Monatschrift« war schon früh zum leeren Anspruch geworden; eine Rezension des Sammelbuchs in den »Weißen Blättern« sagt lakonisch:<sup>30</sup> »Die Hefte wurden nicht gekauft«. Das sechste Heft kam erst um die Jahreswende 1912/13 und das achte erst im späten Frühjahr oder im Frühsommer 1913 und dazuhin als Doppelnummer 8/9 heraus. Kurt Wolff, von Blei beredet, engagierte sich nach dem Ausscheiden Rowohlts aus dem bisher gemeinsamen Verlag Rowohlt und der neuen Firmierung als Kurt Wolff Verlag seit der Doppelnummer 8/9, weil er ein verlagseigenes Periodikum anstrebte. Damit schien dem »Losen Vogel« ein längeres und gesundes Leben garantiert. Blei teilt Wolff mit, Musil beabsichtige, die Bibliothekarsstelle an der Technischen Hochschule Wien aufzugeben und auch seinen Vertrag mit dem Verlag Georg Müller nicht zu erneuern, um genügend Zeit zur Verwirklichung seiner literarischen Pläne zu haben, dafür jedoch auf ein »monatliches Fixum« angewiesen sei. Offensichtlich möchte Blei, zugleich auf einen »famosen Roman« Musils und ein Stück fürs Theater verweisend, erreichen, daß Musil eine Anstellung im Kurt Wolff Verlag bekommt; das Angefügte »[Samuel] Fischer will ihn haben« hat zu diesem Zeitpunkt noch keine Realität, ist nur ein Wink mit der Konkurrenz, um Wolff zu einem Angebot zu bewegen.<sup>31</sup>

Die Übernahme durch Wolff brachte dem »Losen Vogel« freilich nicht sofort jene größere Leserschaft, die das finanzielle Risiko, das er darstellte, wesentlich vermindert hätte; es blieben weiterhin viele seiner Hefte unverkäuflich. Auch erschien bei Wolff gerade jetzt das seit längerem als Periodikum geplante Jahrbuch »Arkadia«. Unerwartet ergab sich

<sup>29</sup> Stedman: Freund Heymels, 1914 gefallen; Simolin: Mitfinanzierer der Bremer Presse.

<sup>30</sup> Nr. 8, April 1914, S. 861f., von »W.K.« (wohl Walter Krug, einem der Beiträger des LV).

<sup>31</sup> Kurt Wolff, Briefwechsel eines Verlegers 1911–1963, ed. Bernhard Zeller et al., Frankfurt a.M. 1966, S. 75f.

unterdessen die Gründung eines neuen Verlags (»der Weißen Bücher«) und einer neuen Literaturzeitschrift (»Die Weißen Blätter«), beide in engster Verbindung mit Wolff, so daß dieser den direkten Zugang zu einer Zeitschrift hatte, als ob sie im eigenen Verlag erscheine, ihm jedoch keinerlei Kosten verursachte. Weitere Werbung für den »Losen Vogel« erübrigte sich; er mußte nur und schnellstens zu einem sinnvollen Ende gebracht werden. Die von der ältesten bis zur jüngsten Nummer zahlreich liegengebliebenen Hefte kamen dann, mit Vorwort und Inhaltsverzeichnis versehen, zum Buch aufgebunden als eine der ersten größeren Publikationen unter der neuen Firmierung »Kurt Wolff Verlag« mit der Jahreszahl »1913« wohl nicht vor 1914 auf den Markt,<sup>32</sup> auch in dieser Form erfolglos, wirkungslos und noch 1927 lieferbar.<sup>33</sup> (Selbstverständlich wurde auch die »Arkadia« nicht fortgesetzt.) Obwohl sich die finanzielle Basis des Kurt Wolff Verlags nun so günstig entwickelt hatte, sah sich Wolff nicht in der Lage, für Musil eine – etwa Franz Werfels Lektorenstelle vergleichbare – Position in seinem Verlag zu schaffen. Fischer stellte ihn mit dem 1. Februar 1914 als Redakteur der »Neuen Rundschau« ein.

### *Zur Datierung der neun Hefte*

Die Zuweisung durch aufgefundene Nachdrucke einiger Essays des »Losen Vogels« und die Attribution von inzwischen über 50 Essays und die Bedeutung einiger Beiträger raten dazu, das bisher zum Erscheinungsdatum der einzelnen Hefte Festgestellte möglichst zu vergenauern. Überlegungen dazu liegen schon der eben gegebenen Skizze zum äußeren Leben der Zeitschrift zugrunde; sie spielen auch eine Rolle bei der Attribu-

<sup>32</sup> Die erste Anzeige des LV als Sammelschrift steht im Februarheft 1914 der »Weißen Blätter« (Anhang S. 127). Vgl. über Blei und seine Zeitschriften auch Göbel (Anm. 28), S. 651–661; Göbel hat allerdings nur die äußerlichste Chronologie gesehen; einige Zusammenhänge skizzierte ich in: Das Jahrbuch »Arkadia«, Philobiblon 17 (1973), S. 178–188. Für die erschlossenen Zusammenhänge zwischen dem LV und den »Weißen Blättern« siehe unten.

<sup>33</sup> Laut Anhang (Verzeichnis) S. 19 des Almanachs »1927«, Kurt Wolff Verlag, München 1926. – Singulär ist Ernst Blass' Erwähnung 1928 in der »Literarischen Welt«: »Ich gedenke der außerordentlichen Anregungen, die von Franz Blei ausgingen; vom »Hyperion«, vom »Losen Vogel«. (Zit. nach: Expressionismus, Aufzeichnungen und Erinnerungen der Zeitgenossen, ed. Paul Raabe, Olten u. Freiburg i. Br. 1965, S. 42.)

tion oder Deutung bestimmter Essays (z. B. des »Swinburne« Borchardts oder von Musils »Politischem Bekenntnis eines jungen Mannes«).

Adolf Frisé notiert im Kommentar seiner Edition: »Gesicherte Termine, aufgrund redaktioneller Hinweise aufs Januar- und Märzheft, für die Nr. 1–3: Jan.–März 1912; weitere Termine: Nr. 6 Dez. 1912, Nr. 7 Jan., 8/9 Febr./ März, 10–12 April–Juni 1913.« (II 1804)

Die Hefte werden trotz des Untertitels »Eine Monatschrift« nie in der Titelei mit Monatsnamen bezeichnet, als ob Blei Schwierigkeiten, die Termine einzuhalten (wie beim »Hyperion«), von vornherein einkalkuliert habe; lediglich einmal, nach den Verlagsanzeigen in Heft 2, gibt es eine solche Bezeichnung: »Inhalt des Januarheftes: [die Titel der Beiträge]« und

Das Märzheft wird enthalten: Erinnerungen an Bismarck. II. Neue Gespräche Goethes mit Eckermann. III. Das schuldige Mantua. Frankreich und Deutschland. Der Ästhet. Diplomaten, Journalisten und Spione. Helena in Troja. Divagationen. Über das Ballet und den Tanz. Der Wert ehrlicher Überzeugungen. Komfort und Hunger. Kleine Anmerkungen.

Das für das »Märzheft« Angekündigte ändert sich jedoch überdeutlich: Einiges ist nie erschienen, anderes bekommt einen neuen Titel, manches erscheint erst in Heft 4 und 5; überdies enthält Heft 3 dann auch Beiträge, die nicht angekündigt waren, und sein Umfang verschlankt sich von 40 (Heft 1) bis 42 Seiten Text (Heft 2) auf 30 (und dabei werden auch die folgenden Einzelnummern bleiben). Das deutet auf ernsthafte Schwierigkeiten hin; tatsächlich datiert nun Blei selbst in »Zeitgenössische Bildnisse«<sup>34</sup> einen seiner Artikel im dritten Heft auf »Oktober 1912« und korrigiert damit die Angabe in »Männer und Masken«,<sup>35</sup> bei der er sich im Jahr mit 1913 vertan hatte:

Im Oktober 1912 hatte ich in meiner Zeitschrift D.L.V. geschrieben: »Der deutsch-englische Krieg. Man wird sich bald an diese Überschrift in den Zeitungen gewöhnen«, und Gründe und Anlässe dieses Krieges angegeben. Als ich bald darauf Rathenau besuchte, legte er mir den Arm um den Nacken [...]: »Sie sind ein Phantast, lieber Blei, einen solchen Krieg wird es nie geben und überhaupt keinen [...].«

<sup>34</sup> Amsterdam 1940, S. 17f.

<sup>35</sup> Berlin 1930, S. 267.

Stolz auf die Richtigkeit der frühen Vorhersage, »der Krieg mit England ist unvermeidlich« (112f.), hätte Blei sie nicht so spät ins Jahr datiert, wenn er sie schon im Frühjahr gemacht haben würde. Die indirekte Datierung zusammen mit den veränderten Inhalten und dem verringerten Umfang von Heft 3 legt offen, daß nach dem noch pünktlich gekommenen zweiten Heft<sup>36</sup> das Unternehmen ins Stocken geraten war und erst nach einer Pause von Monaten das dritte Heft erscheinen konnte. Auch ein Brief Musils an Blei bezeugt die Verzögerung; er schreibt am 12. Juni 1912 (B 92), als eigentlich schon das siebte Heft zum Druck hätte vorbereitet sein müssen:

ich werde natürlich ein Stück haben und ich besehe seinen Embryo manchmal schon mit großer Zufriedenheit. [...] Für N° 6 des Losen Vogels bitte ich Sie auf mich zu rechnen. Was ich fertig habe, gefällt mir zwar noch nicht, aber ich hoffe es bessern zu können.

Heft 6 gibt dann mit der Vorbemerkung seines ersten Beitrags den Hinweis »im nächsten Jahre« (179), d. h. der Text ist vor Jahresende geschrieben, doch ob das Heft noch 1912 gedruckt wurde, ist fraglich. Als Zeitraum für die Auslieferung der Hefte 3, 4 und 5 bleiben also zunächst die Monate März bis Dezember 1912. Da aber nichts gegen Bleis Datierung seines Artikels und damit des dritten Hefts spricht, könnten die Hefte 4 und 5 im November und Dezember erschienen sein, Heft 6 im Januar, Heft 7 vielleicht noch im Februar (eher im März).<sup>37</sup>

Blei suchte schon 1912 einen Verleger, d. h. finanzielle Sicherheit für seine Zeitschrift. Nachdem das Börsenblatt vom 22. März 1913 die Übernahme des »Losen Vogels« durch Kurt Wolff mitteilt und das Doppelheft 8/9 dann schon dessen Verlag angibt – statt bisher (hilfsweise) »Demeter Verlag Leipzig« – ist es wohl frühestens Anfang April erschienen; ein Brief Borchardts erwähnt jedoch erst Ende Juni 1913 das darin gedruckte »Scherzo«.<sup>38</sup> Obwohl ein Doppelheft, hat es nur ein paar Seiten mehr als das erste Heft. Und etwa Anfang April 1913 orientiert Blei den

<sup>36</sup> Ludwig Rubiners Rezension in der »Aktion« vom 4. März 1912 (Sp. 299–302) notiert: »bisher 2mal erschienen«.

<sup>37</sup> Eine Rezension von Alexander Bessmertny in der »Aktion« vom 19. Februar 1913 (Sp. 247f.) sagt: »Was bis heute im Losen Vogel steht, es ist ein halber Jahrgang [...]«.

<sup>38</sup> Rudolf Borchardt, Gesammelte Briefe, ed. Gerhard Schuster und Hans Zimmermann, München u. Wien 1995ff., Band: Briefe 1907–13, S. 540.

neuen Verleger auch über die »regelmäßige« Mitarbeit Paul Scheffers, Max Schelers und Musils »im nächsten Jahr«:<sup>39</sup> Die Zukunft des »Losen Vogels« ist demnach durch Verleger, Herausgeber und Mitarbeiter gesichert.

Daß der steinreiche junge Erik Ernst Schwabach einen neuen Verlag und eine neue Zeitschrift ins Leben rufen will, die sich mit Herstellung und Vertrieb einem bestehenden Verlag anschließen sollen, verändert indessen die Lage nochmals. Bleis Spürsinn für verlagspolitische Weichenstellungen ließ ihn Wolff und Schwabach (der sich umgehend mit einer hohen Geldeinlage am Verlag Wolff beteiligte) zusammenbringen. Ende März oder Anfang April stellt er sich eine »getrennte« Herausgabe des »Losen Vogels« im Verlag Wolff und der »neuen Tribüne« (der späteren »Weißen Blätter«) in dem von Schwabach projektierten Verlag vor, wobei die neue Zeitschrift ausschließlich »dichterische Produktion« präsentieren soll. Aber erst nach längeren Verhandlungen und »Auseinandersetzungen«, die nach »Anfang Mai« begannen,<sup>40</sup> weil Schwabach schon Monate zuvor Otto Flake die Leitung von Verlag und Zeitschrift vertraglich zugesichert hatte, und die erst abgeschlossen werden konnten, als dieser den Rücktritt angeboten und eine Abfindung erhalten hatte, war die entstandene neue Lage gültig zu klären. Wolff brauchte kein Geld mehr in eine verlustreiche eigene Zeitschrift zu stecken (dazuhin mit einem so eigensinnigen »Programm« und seinem immer wieder auf Ablehnung stoßenden Initiator Blei), wenn die Rolle einer Literaturzeitschrift beider Verlage Schwabachs »Weiße Blätter« übernehmen würden. Und auch Blei war der Verzicht auf den »Losen Vogel« mehr als leicht gemacht: Er würde der, wenn auch ungenannte, doch eigentliche Herausgeber und Redakteur der viel umfangreicheren und finanziell bestens ausgestatteten »Weißen Blätter« sein und außerdem das Gesicht des neuen Verlags unter Wolffs Obhut bestimmen. Die Folge war das Ende des »Losen Vogels«: mit einer Dreifach-Nummer, um wenigstens nach außen

<sup>39</sup> Wolff, Briefwechsel (Anm. 31) S. 75. Die Erläuterung dazu, ebd. S. 534, ist fehlerhaft. – Da zu diesem Zeitpunkt wenigstens 3 Nummern, vielleicht sogar 5, des 1. Jahrgangs noch ausstehen, will »im nächsten Jahr« wohl »im nächsten Jahrgang« sagen.

<sup>40</sup> Siehe die faktenreiche Arbeit Göbels (Anm. 28), S. 656–658, der auch das eben Zitierte entnommen ist; allerdings benennt und recherchiert sie hier nur Fakten, ohne ihren eigentlichen Zusammenhang zu erkennen.

einen vollen Jahrgang zu zeigen; ihr Heft ist deshalb auf frühestens Mitte Juni bis August zu vermuten (eben vor dem ersten Heft der »Weißen Blätter«). Ein Aufsatz darin sagt zudem, »als der 22. Mai 1913 herangekommen war« (330), müßte also erst danach geschrieben sein.

Für ein völlig abruptes und noch im April nicht für möglich gehaltenes Aus für den »Losen Vogel«, jetzt erst nach der endgültigen Einigung Wolffs mit Schwabach und deshalb künstlich mit einem Drei-Nummern-Heft (im Umfang zweier späterer, um ein Viertel verkleinerter Einzelnummern), zeugt auch, daß die »Weißen Blätter« dann derart rasch, geradezu ohne Vorbereitung, schon im September 1913 beginnen können:<sup>41</sup> nämlich überwiegend mit Autoren des »Losen Vogels« und ihren Freunden, weil von ihnen zu dessen Fortführung längst Beiträge bei Blei lagen. So stehen in den ersten drei Nummern (September bis November) Beiträge von Blei, Borchardt, Brod, Krug, Musil, Scheler, Stadler, Werfel sowie Übertragungen aus Alain und Suarès und belegen fast die Hälfte des Umfangs von rund 300 Seiten (was für 4 bis 5 Hefte des »Losen Vogels« gereicht hätte). Z. B. wird Musils »Politisches Bekenntnis eines jungen Mannes« (II 1009–1015) noch für den »Losen Vogel« geschrieben sein; es denkt und formuliert am dort Gesagten weiter und scheint überdies eine Antwort auf den Aufsatz »Ein Wort an die jungen Deutschen« im fünften Heft des »Losen Vogels« zu sein (147–154);<sup>42</sup> immer hatte Blei ja darauf gesehen, hier Aufsätze nicht nur zu sammeln, sondern insgesamt Verknüpfungen zu schaffen, Erweiterungen und Fortsetzungen, sie als Teil eines Gewebes mit sichtbarem Muster vorzustellen.

<sup>41</sup> Das »Hinübergehen« des LV in die »Weißen Blätter« – ohne die Anonymen-Maske (die Blei im ersten Artikel noch trägt; auch Schickele zeigt sich zunächst als »Paul Merkel«) – wurde bisher übersehen, vermutlich weil die genaueren Umstände nicht interessierten und das Augenmerk, wenn auf die »Weißen Blätter« gerichtet, erst der Zeit unter Schickeles Herausgeberschaft galt, als sie die führende »expressionistische« und oppositionelle Literaturzeitschrift wurden.

<sup>42</sup> Der Abschnitt über den »Besuch im römischen Irrenhaus« Anfang Oktober 1913 spricht nicht dagegen, daß das Fragment zunächst für den LV gedacht war: Es ist auch ohne ihn abgeschlossen und er als einziger »erzählerischer« Abschnitt, und am Schluß angefügt, eine merkliche (spätere) Ergänzung, Musils Arbeitsweise entsprechend (vgl. u. a. in Teil 10).

Eine der Besonderheiten des »Losen Vogels«, mit denen er Aufsehen erregte, war die angeblich gemeinsame Herausgeberschaft einer »ganz kleinen Gruppe von Schriftstellern«,<sup>43</sup> wonach Blei lediglich die pressegesetzliche Verantwortung hatte<sup>44</sup> und weshalb Borchardt einmal in der »Note« zu seinem »Scherzo« sagen wird: »von einer Gesellschaft anonym verfaßte und gedruckte Monatsschrift«. <sup>45</sup> Eine andere die Beschränkung auf den Essay (die mit nur drei Gedichten durchbrochen wurde), und zwar überwiegend auf den »mit Salpetersäure« geschriebenen. Noch während der Vorbereitung des »Losen Vogels« war Georg Lukács' Buch »Die Seele und die Formen« erschienen und hatte z. B. festgestellt: »Die Form des Essays hat bis jetzt noch immer nicht den Weg des Selbständigwerdens zurückgelegt, den ihre Schwester, die Dichtung, schon längst durchlaufen hat: den der Entwicklung aus einer primitiven, undifferenzierten Einheit mit Wissenschaft, Moral und Kunst«. <sup>46</sup> Ohne den Bezug herzustellen, widerspricht Blei – der Autor der anonymen Hinweise »Bücher, die empfohlen seien« (36–38), die auch Lukács nennen – und meint, der Essay habe »seine problematische Position nunmehr so vertieft und seine Form so eindeutig bestimmt, dass ihn auch das kommende System der Werte nicht mehr beseitigen kann. Er wird seine Gattung des »intellektuellen Gedichtes« behaupten«. Man lebe freilich in einer »Zeit der Fälschungen«, und »nicht jede Nichtigkeit, die ein armes Gehirn mit allerlei Beziehungen belastet«, sei ein Essay: »Die Werke dieser Gattung sind viel seltener, als die billige Versenkung des Wortes glauben machen möchte«. Der Essay als »eindeutige« Gattungsform ist deshalb zugleich Programm des »Losen Vogels«.

<sup>43</sup> LV/Sammelband S. III.

<sup>44</sup> Heft 1 nennt keinen Herausgeber; erst von Heft 2 an ist Blei in einer Fußzeile, meist auf der letzten Seite, aus presserechtlichen Gründen, als »verantwortlicher Herausgeber« verzeichnet. Bis zur Übernahme durch Wölff wird der »Nachdruck mit Quellenangabe gestattet«. Der Sammelband kennt keinen Hg., auf S. 146 und 242 sind allerdings die Fußzeilen mit dem Namen Bleis und der Druckerei stehen geblieben.

<sup>45</sup> Handlungen und Abhandlungen, Berlin-Grünwald 1928, S. 280. – Rudolf Borchardt, Gesammelte Werke in Einzelbänden, ed. Marie Luise Borchardt et al., Stuttgart 1957ff., gibt im Band Prosa I, S. 536, diese »Note« irreführend wieder.

<sup>46</sup> Die Seele und die Formen [Berlin 1911], (Neudruck) Neuwied und Berlin 1971, S. 24.

Als die auffälligste und herausforderndste Besonderheit erschien indes- sen, daß die Beiträge – offensichtlich von aufmüppigen jungen Schriftstel- lern, die demonstrieren wollten, »dass der Zeitlauf, über den sie richten, auch seinen Gegenlauf hatte«<sup>47</sup> – nicht signiert waren. Die erste Rezen- sion hat denn auch den Titel »Die Anonymen«.<sup>48</sup> Das spätere Sammel- buch nahm allerdings eben diese Eigenart anscheinend zurück, indem das anonyme »wir« der Herausgeber-Gemeinschaft im Vorwort die Au- toren aufzählte: »Da es uns bei der gewählten Anonymität nicht um Geheimniskrämeri zu tun war und wir der Nachwelt kein Rätselraten aufgeben wollen, sollen hier die genannt sein, welche den ›Losen Vogel‹ geschrieben«<sup>49</sup> – freilich ohne folgerichtig ihnen nun auch die Beiträge zuzuordnen, was bei dem neu erstellten Inhaltsverzeichnis (das übrigens vier Beiträge zu nennen vergißt) ein Leichtes gewesen wäre –: »die Ge- dichte sind von M. Brod, F. Werfel, R. Walser. Die Aufsätze von: Alain, H. Beloc, F. Blei, S. Butler, E. v. Gebattel, G. Hecht, A. Kolb, W. Krug, R. Musil, P. Scheffer, M. Scheler, H. Schott, R. Stadler, A. Soares, Vogel- stein, O. Vrieslander«.

Dem Rätselraten, was dann von wem sei, war damit kein Ende ge- setzt, sondern neue Nahrung gegeben; nicht zuletzt dadurch, daß mit der Literatur jener Jahre vertrauten Lesern der Herausgeber ein vielfarbig beschriebenes Blatt war und sie hatten wahrnehmen müssen, wie er unter verschiedensten Pseudonymen aufzutreten liebte; weshalb damit zu rechnen war, daß die Entkaschierung neue Kaschierung einschloß; um so eher, als die intendierte alphabetische Folge nicht eingehalten ist (weil sie dann – bei den Gedichten – gleich die richtige Zuordnung gewesen wäre?), Namen unpünktlich geschrieben sind, statt des übli- chen Vornamens ein zweiter völlig unbekannter gewählt wird (weshalb »R. Stadler« lange nicht mit Ernst Stadler identifiziert wurde),<sup>50</sup> und, ent- scheidender: nicht alle Autoren genannt waren – mit Bedacht vergessen, auf Wunsch verschwiegen? So auch Rudolf Borchardt. Und Borchardt ist nicht der einzige Ungenannte; Gilbert Keith Chesterton, obschon mit

<sup>47</sup> LV/Sammelschrift S. VI (recte: IV).

<sup>48</sup> Siehe Anm. 36.

<sup>49</sup> Vgl. LV/Sammelschrift S. III–VII.

<sup>50</sup> Den Nachweis für Stadler als Autor des Aufsatzes »Neuere Französische Lyrik« er- brachte Helmut Gier. Siehe Stadler: Dichtungen, Schriften, Briefe; ed. Klaus Hurlbusch und Karl Ludwig Schneider, München 1983; S. 735 und 840.

zwei Passagen aus dem gleichzeitig oder wenig später erschienenen Buch »Heretiker« vertreten, ist ebenfalls nicht notiert und natürlich ebenso wenig Annette Kolbs Schwester, die ihn übersetzt hat.<sup>51</sup>

Derart sichtbare Mängel sollten vielleicht als eilig-nachlässiges Korrekturlesen verstanden werden;<sup>52</sup> doch in Verbindung mit Blei – seiner anziehenden, auffällig-produktiven, überdies als recht schillernd aufgefallenen oder wenigstens des öfteren so eingeordneten Erscheinung – annoncierten sie viel eher die selbe absichtliche Unabsichtlichkeit wie früher die Tatsache, daß entgegen der als Prinzip verkündeten Anonymität eine Essay-Reihe kryptonym signiert war.<sup>53</sup>

Einige Beiträger hoben für einzelne Artikel die Anonymität nach und nach selbst auf, indem sie ihre Aufsätze in anderen Zeitschriften oder Büchern, manchmal auch verändert und anders eingebettet und deshalb nicht beiläufig identifizierbar, wiederholten. So z. B. nahm Blei noch im selben Jahr etwas in die dritte Auflage seiner »Puderquaste« auf und in den letzten Band seiner »Vermischten Schriften«, in die »Aktion« oder erst in eine nochmals veränderte Ausgabe der »Puderquaste« und in sein erweitertes »Bestiarium«;<sup>54</sup> oder er zitierte 1930, dann sogar mit Angabe des »Losen Vogels«, den Satz einer Anmerkung, der »Krieg mit England« sei »unvermeidlich« (112).<sup>55</sup> Musil veröffentlichte<sup>56</sup> »Politik in Österreich« schon ein halbes Jahr danach nochmals unter seinem Namen und verwies 1926 darauf, daß er über Mathematik sogar geschrieben habe, d. h. indirekt auf seinen Essay »Der mathematische Mensch«, den er 1923 auch kryptonym wiederholt hatte; und eben auf diesen Essay bezieht sich 1929 Blei, als er seinen aus dem selben Heft des »Losen Vogels«

<sup>51</sup> Vgl. Gilbert K. Chesterton, Heretiker, Eine Kritik der Zeit (Ins Deutsche übertragen von Germaine Kolb-Stockley [Vorwort: Franz Blei]), München und Leipzig 1912.

<sup>52</sup> Eine Annonce für den LV/Sammelschrift in den »Weißen Blättern« 1914 (Anhang S. 127) notiert alle Beiträger alphabetisch, allerdings fehlt hier außer Borchartd und Chesterton auch Scheler, Vogelstein hat die Vornamen-Initiale »M.«, Vrieslander irrtümlich »C.« statt »O.«

<sup>53</sup> Die »Aktuellen Geschichten« (116–121) mit »a.« als Hinweis auf Alain.

<sup>54</sup> Vgl. Die Puderquaste, Ein Damenbrevier, Aus den Papieren des Prinzen Hippolyt [3. veränd. Aufl.] München 1912, S. 12–14 u. 72–77. – Die Puderquaste des Prinzen Hippolyt [erweiterte Aufl.] München 1920, S. 97–99. – Das große Bestiarium der Literatur, Berlin 1924; [leicht gekürzter Neudruck] S. 549–625 in Blei, Schriften (Anm. 17). – Vermischte Schriften Bd 6 (Anm. 4), S. 287–292. – Die Aktion, 30. August 1913.

<sup>55</sup> Siehe oben, mit Anm. 34 und 35.

<sup>56</sup> Für die Nachweise zum Folgenden siehe Teil 1, erster Abschnitt.

stammendes Porträt »Poincaré« für eine Essay-Sammlung umgestaltet, und beendet damit die Anonymität dieses Artikels wie des eigenen und lüftet zugleich das in der »Prager Presse« von Musil benutzte Kryptogramm »Matthias Rychtarschow«. <sup>57</sup> Oder Robert Walsers Gedicht »Jesus und die Armen« (228) stand unter dem Titel »Weinenden Herzens« schon im Luxusdruck »Gedichte« von 1909. <sup>58</sup> Oder die Aufsätze über »Mantua« (94–103) und »Mailand« (252–275) erweisen sich als sieben Kapitel eines Buches von André Suarès, das Blei in diesen Jahren übersetzt und dann als Ganzes im Verlag der Weißen Bücher veröffentlicht hat. <sup>59</sup>

Gleichwohl faßte eine Bibliographie auch vorexpressionistischer Zeitschriften die Lage 50 Jahre später so zusammen: »Die Bestimmung der Verfasser der Beiträge ist bis jetzt nur in wenigen Fällen möglich«. <sup>60</sup> Tatsächlich ist es jedoch so, daß man sich um die Bestimmung der Verfasser nicht kümmerte, wohl in der Annahme, die Aufsätze der Beachtetsten oder Gerühmtesten – wie Borchardt und Musil –, seien ja durch diese selbst bekannt gemacht. Die Herausforderung, die mit der Anonymität gegeben und beabsichtigt war, wurde nicht angenommen. <sup>61</sup>

### *Anonymität – Maske und Maskenspiel* <sup>62</sup>

Zum Programm des als »Monatschrift« geplanten Journals gehörte, daß die Mitarbeiter anonym veröffentlichten, angeblich um »mit der Anonymität ihrer Beiträge die Sachlichkeit [zu] betonen [...] gegenüber der heute so beliebten Betonung des Persönlichen«. Da man jedoch, »um

<sup>57</sup> Berlin 1929, S. 299–310; das Zitat S. 309f.

<sup>58</sup> Vgl. Robert Walser, Das Gesamtwerk in 12 Bden, Bd. VII ed. Robert Mächler, Zürich 1978, S. 20f., S. 418 und 432.

<sup>59</sup> André Suarès, Eine italienische Reise, Leipzig 1914. Eine 2., nicht als solche bezeichnete Auflage erschien o.J. 1917/18 (zeigt indessen den [Kriegs-]Zensurstempel) bei Wolff als »Die Fahrten des Condottiere« (Göbel [Anm. 29] S. 1348 datiert fälschlich auf 1919).

<sup>60</sup> Paul Raabe, Die Zeitschriften und Sammlungen des literarischen Expressionismus, Stuttgart 1964, S. 42.

<sup>61</sup> Außer für Stadler (Anm. 50), oder den nicht stichhaltigen Vermutungen im Reprint der »Aktion« (Anm. 8), sind meines Wissens bis 1999 keine Attributionen oder Nachweise erfolgt.

<sup>62</sup> Siehe zum Titel LV meine Borchardt-Studie (Anm. 1).

gegen den in faule Bette geleiteten Strom zu schwimmen«, auch »stark genug« sein wollte, war es wohl eher, um mit geschlossenem statt offenem Visier anzugreifen.<sup>63</sup> Und der »Sachlichkeit« widersprach ja auch der Titel, der überdies verriet, wenn man Goethe und Nietzsche in ihm hörte – wofür man damals ein geschulteres Ohr hatte –, daß mit der Anonymität ein Spiel getrieben werden könne, ein Maskenspiel eben. Darüber und über den besonderen Ton,<sup>64</sup> den er sich vorstellte, hatte Blei die künftigen Mitgestalter zweifellos orientiert und ihre Zustimmung erhalten.

Maskierung und Tonart kamen Musil sichtlich entgegen. In den zwanziger Jahren monogrammiert er Texte mit »r.m.«, verwendet das Pseudonym »Mat(t)hias Rychtarschow«, verkürzt dieses zu »Matthias« und »ma.« oder zum Monogramm »m.r.« usw.<sup>65</sup> 1924 bekennt er auf die Einladung zur Mitarbeit am »Roland«, die »Maskerade« mache ihm »persönlichen Spaß« und er werde »über alles in einem Ton reden [...], wie« Blei »ihn wünsche« (II 1754). Oder er sagt – was sich als autobiographischer Bezug zum »Losen Vogel« verstehen läßt – vom Mann ohne Eigenschaften: »Der schauspielerische Verkleidungs- und Verwandlungstrieb, der zu den Lüsten des Lebens gehört, bot sich ihm ohne den geringsten Beigeschmack, ja wohl ganz ohne Ahnung von Schauspielerei dar« (I 85); so fühlt Ulrich denn auch, als er Agathe »an seiner Stelle im Bett liegen« sieht, nicht nur den »Reiz, der mit jeder Veränderung und Verkleidung verbunden ist« (I 899, I 905), sondern teilt ihn, der »jenen Wirklichkeits-sinn« aktiviert, »den man auch Möglichkeitssinn nennen kann« (I 17), der Schwester sogar mit. Vielleicht ist deshalb und keineswegs von ungefähr Musils erstes im »Losen Vogel« wiedergegebenes Prosastück »Erinnerung an eine Mode«: über die Kostümierung der Frau durch die »Rockhose« mit der Perspektive, eine »von allem konventionellen Beiwerk befreite Vorstellung zurückzubiegen« und damit »ein ungeheures Feld neuer erotischer Nüancen zu eröffnen«, denn die »Stärke der Wirkung« hänge mit dem »heute sonst noch bestehenden Trachtunterschied zusammen, mit der Fremdheit dessen, Frauen wie Männer anzusehen« (17–19). Von vornherein wird man so auf den Hauptweg Musils gesto-

<sup>63</sup> Beide Zitate aus dem »Vorwort« zur Sammelschrift des LV S. VI [recte: IV], die damit aus der »Ankündigung« des LV zitiert.

<sup>64</sup> Siehe Teil 2 mit Anm. 24.

<sup>65</sup> So laut den Nachweisen durch Adolf Frisé u. a. II 1755–1759.

ßen: in einer »neuen Art zu denken und zu fühlen« (I 47). So gehörte es auch zum möglichen Spiel des »Losen Vogels«, daß sich Beiträger ins andere Geschlecht verkleideten, wie etwa Blei, der mehrmals in weiblicher Maske auftritt und als »wir Frauen« schreibt (19–21, 21–23, 50f.); eine Maske, die Musil zur gleichen Zeit in dem Fragment »Um die Gründung des literarischen Vorwärts« aufsetzt (II 745–747) – könnte es nicht ein Entwurf für den »Losen Vogel« sein?<sup>66</sup> –, zehn Jahre später in den »Briefen Susannens« wieder aufnimmt und mit dem Blick darauf meint, das hätten sie »ja schon oft gemacht«.<sup>67</sup> Und recht hat er; insbesondere was Blei angeht, der im Lauf der Zeit in bald ein Dutzend (oder mehr?) der unterschiedlichsten pseudonym-anonymen Erscheinungen geschlüpft ist.

Margret Boveri, die 50 Jahre nach seinem Erscheinen den Sammelband neugierig betrachtet (»die Leinwanddeckel im ursprünglichen dunklen Blaugrau, die zarte goldne Vignette klassisch gezähmter Jugendstil«) und – der einzige Artikel zu dieser Zeitschrift seit 1914! – ein Feuilleton darüber veröffentlicht,<sup>68</sup> weil sie hier »Geister von Rang« sprechen hört, hat die Anonymität als das verstanden, was sie sein sollte, eine Herausforderung: »Ein Vexierspiel ist das aufregende Buch für die »späteren Geschlechter« [...] – vielleicht wert, [...] einmal aufgelöst zu werden«.

#### 4 »Zusammenhängendes« in Ausdruck und Inhalten der frühen Prosa

Wenn Musil feststellt, es sei in seinen Essays etwas »unter der Oberfläche Zusammenhängendes durch die Gelegenheit modelliert« und das »ihm Wesentliche« damit »eigentlich immer im Nebenbei untergebracht« (II 1802), so ist eben am Beispiel seiner Beiträge zum »Losen Vogel« zu

<sup>66</sup> Ich halte das für sehr wahrscheinlich; spricht hier doch eine »Chemikerin« (siehe Teil 4, 2. Abschnitt) im Kontrast zum sozialdemokratischen »Vorwärts« (der an modernen »Bedürfnissen« vorbeigehe) von der Gründung eines »literarischen« »Vorwärts«, der auch einer »erweiterten Erotik« Bahn bräche. Es handelt sich also um ein »weibliches Tagebuchfragment mit Verulkung einiger literarischer und erotischer Erscheinungen«, wie es Musil als Beitrag zum geplanten LV in seinem Brief vom 21. Februar 1911 (B 74) für möglich hält; s. das daraus Zitierte am Schluß von Teil 2. Frisé vermutet dagegen (II 1804), diese Aussage beziehe sich auf »Erinnerung an eine Mode«.

<sup>67</sup> II 634–640, II 1754f.

<sup>68</sup> S. Anm. 6.

beobachten, wie das »Wesentliche« nicht bloß gleichwohl erkennbar ist, vielmehr dieses Nebenbei sogar derart energisch bestimmt, daß es die »Oberfläche« durchstößt und in seine Bewegung mit hineinzieht: Wortschatz und Metaphernsprache formt und dadurch seiner Anonymen-Maske persönliche Farben gibt.<sup>69</sup>

Geradezu porträthafte Züge seiner Maske werden Formulierungen, welche auf seine berufliche Ausbildung zurückgehen, die über Militär-Gymnasien zum Studium des Ingenieurwesens, der Philosophie, Psychologie, Naturwissenschaften und Mathematik geführt hat, und zum Leutnant der Reserve; so findet sich z. B., fast schon als Formel: »wie ein Physiker sagen würde« (23); »man müsste das ansehen wie ein Ingenieur« (224); »der Ingenieur [...] selbst der Physiker arbeitet gewöhnlich mit [...] weil den Mathematiker [...] Techniker« (312f.). Meist steht dies zusammen mit entsprechenden Begrifflichkeiten, z. B. »charakterlos [...] wie der einer mathematischen Gleichung; Differenzialdiagnose; multipolare Relationen« (25); »asymptotischer Abbau; Hohlgerüst; hygroskopisch« (226f.); »Differentialgleichung; Logarithmenrechnungen« (311); »die elektrischen, optischen, magnetischen, thermischen Konstanten« (76). Und das ganz so, wie es sich auch sonst bei Musil findet: »was die Mathematiker [...] nennen« (II 1300); »wie ein Chemiker sagen würde« (II 982); »Denklehre der Mathematik« (I 39); »Laboratoriumstechnik« (II 1011); »gasförmiger Zustand« (II 1304); »obgleich physiologisch auch Bakterien, Pflanzenstoffe, Luft, Eisen, schwefelsaurer und doppeltkohlen-saurer Kalk dazugehören und das Urbild aller Flüssigkeiten physikalisch im Grunde gar keine Flüssigkeit, sondern je nachdem ein fester Körper, eine Flüssigkeit oder ein Gas ist« (I 113); usw.

Solche Bezeichnungen und Begrifflichkeiten aus bisher nicht gesehene, unberührten, gemiedenen Bereichen, sehr oft bildlich gewendet, alles Alt- und Neu-Romantischen, mit dem man so verwöhnt wurde, das verbraucht und abgegriffen ist, nicht bloß überdrüssig, sondern allergisch dagegen es ablehnend, sind ein auffälligstes äußeres Merkmal seiner Darstellungen; nicht minder die häufig effektvollen, attraktiven und in diesen Jahren vor 1914 besonders zahlreichen Vergleiche und

<sup>69</sup> S. zum Folgenden auch Thöming (Anm. 2), S. 176–179; er notiert als stilistische Eigenheiten (jeweils mit Beispielen): »Elliptische Sätze, Häufung von Wortspielen, Entlarvendes Zitieren, Decouvriertes Understatement im Wortfeld, Satirische Anwendung von Konjunktionen«. Das Problem des Gruppenstils beachtet er nicht.

Metaphern (in den frühen Essays wie denen des »Losen Vogels« dazuhin in demonstrativ entromantisierender, antiimpressionistischer und auch polemischer Manier)<sup>70</sup>: »bei ihrer Schwäche überlistend, wie ein kleines Männchen am Uterus eines Riesenweibchens« (77); »Begriffswürde im Wackeltopf« (283); »eine Sache so dick wie ein Mops« (313); »ein Begriff, [...] der von Menschen, die an Hühneraugen leiden« (131); »Wie große Regentropfen klatschte sein Gefühl in die Tasten« (I 147); oder in der Glosse »Lieber Pan«, die zunächst für den »Losen Vogel« entworfen war: »ein steifes, wie eine Hemdbrust vorgewölbtes Schneefeld« (II 748). Dazu gehören auch provokativ variierte oder umfunktionierte Sprichwörter und Redensarten wie etwa »über die Nervenstränge schlagendes Literatentum« (132), »entlaufene Novellen, die den Schleier genommen haben« (II 1449). Nicht selten entwickelt und repräsentiert sich hier Ironie als Mittel eines mehr-, auch gegenläufigen Verstehens und Darstellens.

Nichts anderes ist beabsichtigt und ereignet sich auf dem schmaleren Feld

– des einzelnen Worts (als Neubildung, der Umgangssprache entnommen, als ungewöhnliches Kompositum): »träumelig« (313); »nockerlweich« (17); »bärbeissig« (284); »angsterheitert« (II 1015); »Aufmerksamkeitsspannung« (II 1019); »Unmöglichmachung« (73); »Pflegerinnengleichmut« (76); »Denkerschütterung« (223); »Erlebnishaftigkeit« (I 113); »Überüppigkeit« (I 128).

– der Wortgruppe aus Adjektiv und Substantiv:; »herrliche Einsiedlerkraft« (131); »gezackt pulsierende Vokale« (222); »kinderseelenweicher Trotz« (II 1462).

– der Verbphrase: »[mit nüchternen Eingeweiden] gähnen« (200); »[das Gedächtnis] krümmt sich [unter einer Erinnerung]« (223); »[für das Gefühl gegen den Intellekt] plärren« (313); »[das Bewußtsein] bohrt sich [Zugänge]« (II 980);

– des Wortspiels: »Verzückungen, aber auch Verzackungen« (17); »nicht Zeitmangel, sondern Zeitmängel« (134); »etwas Überpersönliches [...], es ist aber nur etwas Unpersönliches« (I 112).

<sup>70</sup> Zu Alfred Kerr notiert Musil später (II 1408): »Das Anti-poetische, Anti-klimbimliche unserer Entwicklung. Hiervon ging auf mich die stärkste Wirkung aus; ein Desillusionär.« Zur Wortgruppe und zur »herausfordernden Metapher« (s. u.), vgl. auch die Studie in Anm. 1.

Auffällig sind auch den Satz bestimmende Erscheinungen:

– »unvollständige« oder verkürzte Sätze, oft, grammatisch gesehen, ans Ende eines Satzes gestellte Satzteile, die jedoch nicht nach Komma oder Doppelpunkt folgen, sondern zur deutlicheren Gliederung eines größeren Satzgebildes oder zur Hervorhebung einer Klimax ganz verselbständigt sind: »Oder beides taten, weil sie hassten« (283); »Ein Zustand hemmungsschwacher Reagibilität« (222); »Jede Gewaltleistung hat darum etwas Pathologisches an sich, ein eingeschränktes Bewusstsein, einen letzten, progressiven, wirbelhaften Anstieg. Der politische Held in Österreich aber ist die ausgebildete Technik der Bewusstseinsbeschränkung auch ohne Anstieg. Eine üble, in häufiger Krankheit erworbene Unart, die man mit Recht nicht ganz ernst nimmt, aber so lange nicht ablegen wird, als den ganzen Bewusstseinsumfang beanspruchende Inhalte fehlen« (202).

– Reihungen verschiedenster Art, darunter oft rein syndetische und rein asyndetische Aufzählungen (siehe das vorige Zitat, 202).

– die zahlreichen Satzanfänge mit einem Pronomen,<sup>71</sup> darunter oft »Es gibt, Es ist« und die besonders aufschlußreichen mit Konjunktiv: »Es wäre« (24), »Man denke« (24); »Man wende nicht ein« (314); »Man könnte« (II 1026);

– unter den Konjunktionen<sup>72</sup> und Partikeln gehäuft vor allem »aber«, »doch«, »wenn«, »sondern«, »nur«, »ja«, »also«; die adversativen, restriktiven, konzessiven, konditionalen und graduierenden Wörtchen<sup>73</sup> verbinden sich immer wieder mit (dem Indikativ widersprechenden) Verbgruppen in den verschiedensten Konjunktivarten.

Zum Ausdruck der »Logik des Analogischen« (II 1050) in Vergleichen, Gleichnissen, Metaphern und Motiven eines ›Als ob‹ gehört das Sprechen in Konjunktiven;<sup>74</sup> wer den Möglichkeitssinn besitzt, heißt es

<sup>71</sup> Z. B. in dem 3 Seiten langen Essay »Der mathematische Mensch« rund zwei Dutzend und in den knapp 4 Seiten der »Politik in Österreich« noch ein paar mehr.

<sup>72</sup> Vgl. zur adversativen Konjunktion in der »Vollendung der Liebe«: Gerhart Baumann, Musil. Zur Erkenntnis der Dichtung, Bern und München 1965, S. 132.

<sup>73</sup> Musils Gebrauch (von z. B. »nur«, »doch«, »ja«, »also«) zeigt die Unsinnigkeit der ›deutschen‹ Bezeichnung für Partikeln; sie sind alles andre als ›Füllwörter‹.

<sup>74</sup> Siehe auch: Albrecht Schöne, Zum Gebrauch des Konjunktivs bei Musil, in Euphorion 58, 1961, S. 196–220; Gerhart Baumann, Musil. Ein Entwurf, Bern und München 1981, S. 169–171.

bekanntlich gleich zu Beginn des Romans (I 16), »sagt beispielsweise nicht: Hier ist dies oder das geschehen, wird geschehen, muß geschehen; sondern erfindet: Hier könnte, sollte, oder müßte geschehn«.

Das Einbringen bildhafter Vorstellungen in einer sehr bewußten Formung – nicht selten im Sinne der »herausfordernden Metapher«, wie sie Borchardt als Zeichen des dichterischen Stils postuliert<sup>75</sup> – zeigt, daß Musil seine Essays nicht weniger als seine Erzählungen als wortkünstlerischen Ausdruck, als Wortkunstwerk versteht und hinstellt. Sehr gezielt ist demnach im »Losen Vogel« gesagt, der Essay werde »seine Gattung des ›intellektuellen Gedichtes‹ behaupten« (37), oder kann Musil einmal betonen: »Kerr ist *Dichter*« (II 1405).<sup>76</sup> Mit ihrer Fülle durchdringen und sättigen die Analogisches evozierenden Bildvorstellungen den Text derart, daß sie als das seine poetische Gestalt konstituierende Element erscheinen. Wie bewußt Musil sich dieses Verfahrens ist, offenbart etwa die Feststellung zur Notiz, der »Name Goethes sei wieder brausend [zu] machen« (T 219): »brausend« fesselt [...] Assoziationen an das bloße in Geltung setzen«. So zählt man z. B. allein (neben anderen Vergleichen, reinen Metaphern usw.) 16 »wie«-Vergleiche auf den ersten zwei Seiten der Novelle »Die Versuchung der stillen Veronika«, in dem kurzen Essay »Penthesileiade« 8, dem etwas längeren »Politik in Österreich« 12, in den 2 Seiten des Bildes »Fliegenpapier« rund 20; zwar findet man in den ebenfalls 2 Seiten der »Erinnerung an eine Mode« keine »wie«-Vergleiche, dafür das Bildliche dicht gedrängt u. a. in nahezu 20 Adjektiv-Substantiv-Gruppen (»tapsige Bejahung, ramponierte Frauen ...«) und einem runden Dutzend ungewöhnlicher Komposita (»Krafttürmungen, seelenfremd ...«), wiederholt miteinander verbunden (»nachgebensberechtigtes Lächeln, leerlaufende Abundanz ...«) und in ausgebaute Metaphern verwoben. Zur Physiognomik der Prosa Musils gehört, daß sie dem Eingrenzenden, Festlegenden des rein Begrifflichen mißtraut, sofort die Offenheit des Anschaulichen sucht und dazuhin oft von einem »Bild« zum andern überspringt. Das vom Grunde her »Schwankende, Unfeste«,<sup>77</sup> die Lebendigkeit der Bilder und Vergleiche öffnet bisher nicht gesehene Räume, damit Nicht-in-Verbindung-Gebrachtes, unerahnte Mög-

<sup>75</sup> Einen Begriff Herders aufgreifend; Prosa I (Anm. 45) S. 44.

<sup>76</sup> Hervorhebung: L.D. S. auch II 1188.

<sup>77</sup> Vgl. II 1027; parallele Formulierungen LV 80, 283. S. auch Teil 10.

lichkeiten; ihre assoziative Fülle ist Ausdruck der »schrackenlosen Kombinatorik« des Dichters (23).

Bloß grammatisch gesehen sind einige der als Musil eigentümlich angeführten Erscheinungen lediglich Merkmale einer Art von Gruppenstil. Die »Krisis« ja »Agonie« der »höheren Sprachform in Deutschland« durch die »Sprachschwächung« seit der Gründung des preußisch dominierten Deutschen Reiches – genauer Ausdruck der von Nietzsche befürchteten »Exstirpation des deutschen Geistes« durch den Sieg über Frankreich – erschüttert schon Jahrzehnte lang die Sprache. Jeder »mit Ansprüchen an sich selbst« weiß, daß »die gesamte deutsche Literatur der letzten dreißig Jahre frei in der Luft hängt«, und kämpft um neue Grundlagen. Rudolf Borchardt,<sup>78</sup> der, mit dem Blick auf Stefan Georges Gedicht und Hofmannsthals Verse und Prosa, in eigener Poesie, Übersetzungen, Essays oder Abhandlungen aufs Bewußteste die Prosasprache erneuert, hat einmal eine »kurze Aufzählung« der Verluste gegeben, wo er sie sieht: in der Verdrängung des Genitivs, des Konjunktivs, des Vollverbs durch das Hilfszeitwort, und in der Verrohung der Syntax, die vom Verb abhängt; und weil auch die Partikeln »eine Nüance nach der andern einbüßen, höre man kaum mehr halbwegs korrekt im Konditionalen und Konsekutiven sprechen«. Stefan Georges sich jeder Glätte entgegenstellende »harte Fügungen«,<sup>79</sup> wie sie sich in Fremdwörtern, Eindeutschungen, Neologismen, unüblichen Komposita, Asyndeta, Hyperbata, Appositionen, Parenthesen, im vorangestellten Genitiv usw. – im Gedicht! – ausdrücken, werden Borchardt auch für die Prosa konstitutiv; so spricht er auch einmal von der durch George »eingeführten romanischen Härte, die sich mit der Überbietung des Prinzips der kleinfügigsten Einzelheit [...] wie ein Stauwerk gegen den deutschen Schwall« gestellt habe<sup>80</sup> und davon, daß »ein« Wort genügen könne, »um den Abstand des erhöhten [...] Sprechens von der Platitude bedeutend zu

<sup>78</sup> Die Berufung auf Borchardt ist darin begründet, daß er ebenfalls für den LV geschrieben hat und daß Bleis Hochschätzung (der ihn stets als dritten der großen Dichter, nach George und Hofmannsthal, propagiert) zweifellos Musil früh auf ihn verwiesen hat. Das eben Zitierte und Nachfolgende sagt Borchardt im Fragment »Nationaler Stil und nationales Schicksal, Zur Krisis der höheren Sprachform in Deutschland«, Prosa IV (Anm. 45) S. 185–196.

<sup>79</sup> Den Terminus »harte Fügung« (als Gegensatz zur »glatten«) hat Norbert von Hellingrath in seiner Dissertation über Hölderlins Pindar-Übersetzung (1910) gefunden.

<sup>80</sup> Borchardt – Heymel – Schröder. Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs, Marbach am Neckar 1978, S. 179.

machen«. <sup>81</sup> Übereinstimmungen Musils damit, in über zwanzig Jahre späteren Äußerungen, sind bemerkenswert und vielleicht nicht zufällig; Notizen für das Vorwort zum »Nachlass zu Lebzeiten« fassen nach der Feststellung »Wirkliche Dichtung unterscheidet sich von alltäglicher sofort« als »formale« Eigenschaften der »wirklichen Dichtung« zusammen:

Dichte der Beziehungen (Inbeziehungen). Reinheit der Gestalt (Strenge der Form), Vermeidung alles Überflüssigen (kürzester Weg), Größe der Sprache (an einem Wort läßt sich oft der Dichter sofort fühlen); wie wir an einer eintretenden Person sofort bemerken, daß sie eine Persönlichkeit ist, fühlen wir es auf der ersten Seite eines Buchs; dann aber auch Eigenschaften wie: Erzählerischeit, Spannen, Vorgänge, fesselndes Milieu usw. (II 971)

Die Nähe und teilweise Identität der Intentionen Borchardts und Musils ist unüberhörbar, auch wenn – nicht durchweg – ihre Verwirklichung verschiedene Richtungen einschlägt; tatsächlich sind fast alle der genannten Elemente als Intention bei den sprachlich engagierten Dichtern des »Losen Vogels« zu beobachten. Sie versuchen z. B. der »Wucherung des Hilfszeitwortes«<sup>82</sup> auf gleiche Weise entgegenzuwirken: die Stärkung des verbalen Ausdrucks durch Vollverben (wobei sich diese Absicht oft mit dem Suchen und Finden »herausfordernder« Metaphern verbindet) wird damit Merkmal eines Gruppenstils. So steht etwa im »Losen Vogel« bei Borchardt (in ihm attribuierten Beiträgen): »[die Nerven] auswerkeln« (45), »[den Sinn der Erzählung] vergewaltigen« (317), »[Gründe] gebären [etwas]« (316),<sup>83</sup> bei Annette Kolb: »[den Weg zu Gefühlen] verschütten« (13), »[das Gehirn] überhitzen« (15), bei Blei: »[eine Frage] auseitern (19) [am Leben] würgen« (237). Und ohne Ausnahme verwenden sie zahlreiche Fremdwörter, schaffen neue Wörter, besonders über Komposita, und wählen überreichlich Wortgruppen aus Adjektiv und Substantiv; offensichtlich alles in der Absicht »harten« Fügens, da es weichere, umständlichere, wortreichere Fügungen (Vergleiche, Genitivgruppen, Relativsätze u. a.) zurückdrängt. So hält Musil – schon damals – aphoristisch fest: »Kürzeste Linie! Keine Brückungen, Ausstopfungen udgl. Statt Ver-

<sup>81</sup> Prosa I (Anm. 45) S. 322.

<sup>82</sup> Borchardt (Anm. 45), Prosa IV S. 193.

<sup>83</sup> Vgl. dazu z. B. Borchardt (Anm. 45), Prosa IV S. 159: »weil [...] das ästhetische ohne das geschichtliche Verständnis schielte«; Reden S. 127: »was [...] sich zu gebären zaudert«; Prosa V S. 329: »die genial vergewaltigende napoleonische Skizze einer Vereinheitlichung«.

gleich Substantiv mit Adjectiv« (II 868).<sup>84</sup> Einzelne solcher Intentionen und Vorlieben dürfen allem nach nur dann als Erscheinungen persönlichen Stils verstanden werden, wenn sie über ihre grammatische Struktur und statistische Häufigkeit hinaus auch inhaltlich geprüft sind und wenn der Text, und d. h. hier der anonyme Text, insgesamt den Autor definierende Eigenheiten zeigt. Andernfalls bleiben sie Merkmale einer Art von Gruppenstil.

Stigmatisches Merkmal des Autors Musil, dem jedes noch so stringente Ergebnis sogleich wieder Teil-Ergebnis und Bruchstück wird, an dessen Bruchstellen sich neu ansetzen läßt, ist, daß bestimmte, als sachdienlich empfundene Formulierungen und Stofflichkeiten in anderen Zusammenhängen oder Darstellungen wiederkehren; solche der Prosastücke des »Losen Vogels« vornehmlich auch im »Mann ohne Eigenschaften« wie etwa (wortgleich): »die passive Phantasie unausgefüllter Räume«; »Not und Held gehören zusammen wie Krankheit und Fieber«; »plitschtreu wie ein nasses Schwimmkleid an [jemanden] kleben«;<sup>85</sup> oder (variiert): »Franziskus« und seine »Brüder«, die »Vögelein«;<sup>86</sup> oder eine Parallele zum »Bild« vom »Fliegenpapier«, zugleich als eine seiner möglichen Exegesen: »Es ist etwas mit ihnen umgegangen wie ein Fliegenpapier [...]«;<sup>87</sup> oder das Thema der »Rockhose« und des »Balls der Veränderten« mit »deformiertem Seelischem« und »Beinen in einer alkoholisierten [...] tribadischen Wirklichkeit« in dem Entwurf »Gartenfest«, bei dem als Nachwirkung der »Mode des Hosenrocks« die Damen in »Männertracht« erschienen sind und nun Diotimas hermaphroditische Erscheinung die bisherige Spannung zwischen ihr und Ulrich zu »erotischen Nüancen eröffnet« und ausbricht in eine von Anziehung und

<sup>84</sup> Für die Adjektiv-Substantiv-Wortgruppe (oft unter Einschluß von Fremdwörtern) und neue Komposita aus dem LV noch ein paar Beispiele: »unverliebte Komplexion«, »heroischer Stumpfsinn«, »Denkungsart« (Kolb); »anklägerische Liebe«, »einschläfernde Verführung«, »Instinktwiderrille« (Stadler); »akute Tapferkeit«, »immobilisierter Skeptizismus« (Blei); »organologischer Dilettantismus«, »Nichtentscheidung«, »Wegebahner« (Scheler); »Mietskasernen-Konglomerat«, »intellektuelle Entschlossenheit«, »psychologiewütige Historiker« (Anonymus); »Fremdenvereinswegweiser«, »Wiederermöglichung«, »grobschlächtiger Wetteifer«, »fadenbreite Straßen« (Borchardt).

<sup>85</sup> I 34, LV 199 (»Politik in Österreich«); II 813, LV 202 (»Politik in Österreich«); II 891, LV 199 (»Politik in Österreich«).

<sup>86</sup> I 66; LV 226 (»Über Robert Musil's Bücher«).

<sup>87</sup> I 131f., II 476f.

Abstoßung und Sado-Masochismus gefärbte Verführung der so viel »von ihrer Seele« redenden und »leicht betrunkenen« Diotima.<sup>88</sup>

Die Kurzprosen – und ebenso die diskutierten zuzuweisenden Essays – können sich mit dieser die »Dichte der Beziehungen (Inbeziehungen)« (II 971) manifestierenden Erscheinungen aufeinander und, wie Musil in der Vorbemerkung der Sammlung »Nachlass zu Lebzeiten« hofft, als Teil- und Vorarbeiten und Affirmationen stets auch auf die »Hauptarbeiten berufen, denen es an den zusammenziehenden Kräften, die man hier vermissen könnte, am wenigsten fehlen dürfte« (II 474). Ja, im ersten Entwurf dieser Vorbemerkung sagt er noch unverhüllt: »Je veralteter sie [die Prosastücke] in den Umständen erscheinen, desto weniger habe ich mich entschließen können, sie zu opfern. z. T. sind sie Paraphrasen zu Themen, die auch im M.o.E.« (II 961)

## 5 »Romane der Technik«

Der Kurzesay, der im Vergleich mit einem inhaltlich ähnlich orientierten und ihn gewissermaßen fortsetzenden Aufsatz Bleis auf die Spur Musils führte, hat den Titel »Romane der Technik« (79f.) – bei der leicht überblickbaren Anzahl von deutschen Beiträgern des »Losen Vogels« ein möglicher erster Hinweis, sich rasch verdeutlichend mit der Ansicht, die am ehesten die eines interessierten Technikers ist, daß »sachliches Geschehen« von sich aus »zauberhaft« sei:

Das sachliche Geschehen ist viel zauberhafter, als es diese Autoren damit zu machen glauben, dass sie ihre banalen Erfindungen hineinstellen, [...] ihre grossen Börsenimperatoren und Warenhauscäsaren, die im wirklichen Leben nicht zum letzten Kommiss taugten.

Und spricht aus der Feststellung »Sie können keine Dampfmaschine beschreiben, aber in der Beschreibung seelischer Finessen excellieren sie, als welche Finessen auch nur Clichés sind« nicht außer der Verachtung für solche Amateure das Selbstbewußtsein des Autors mit der kaum verhehlten Bereitschaft zum Nachweis, daß er beides könne, eine »Dampfmaschine beschreiben« und »Seelisches« (ohne »Clichés«) – der Stolz

<sup>88</sup> I 1615–1621; LV18.

eines, der Maschinenbau und Psychologie studiert hatte? Und damit des einzigen Technikers unter den Anonymen des »Losen Vogels«, eben Musils, der sich in einem späteren Heft, in der scheinpasquilliantischen Selbstdarstellung »Über Robert Musil's Bücher«, u. a. mit der Bemerkung: »man müsste das ansehen wie ein Ingenieur« demaskiert hatte (224)? Wer sonst von den Mitarbeitern Bleis dürfte die Herausforderung »Sie können keine Dampfmaschine beschreiben« rechtens wagen? Oder hier sagen:

Kunst und Leben gewinnen von Büchern, wie diesem *The Making of a Great Canadian Railway*, in dem F. A. Talbot nichts sonst erzählt als die Tracierung und Konstruktion der zweiten kanadischen Bahn [...]. Menschliche Energie, an ein Werk voller Hindernisse und ausserordentlicher Schwierigkeiten gewandt, zu einem klargesehenen Zweck: das zu lesen ist so spannend wie der Graf von Monte Christo oder der Lederstrumpf.

Schon daß der Bericht über den Bau einer Bahn etwa dem »Lederstrumpf« als Lektüre vorgezogen wird, verweist auf Musil: ein eindeutig gerichtetes und früh entwickeltes Interesse, geformt auch durch die Tätigkeit des Vaters und den Großvater Bergauer, »einem der europäischen Eisenbahnpioniere«;<sup>89</sup> auf Musil verweist auch das Wort »Zweck« als ein gerne verwendetes,<sup>90</sup> dem sich überdies einer der von ihm so geliebten Vergleiche mit »wie« samt eingängigen Vergleichsgliedern anschließt. Spannender und aufregender als Indianer- und Musketiergeschichten, als die Jugendbuch-Romantik exotischer Helden und Länder wie Coopers und Dumas' sind für den modernen, »mathematischen« Menschen revolutionäre Apparate wie z. B. die weltverändernde Dampfmaschine: Sie reißen ihn aus apollinischer Beschaulichkeit in dionysische Erregung hinein.<sup>91</sup> So versetzt das »zauberhafte« technische Geschehen auch den Mann ohne Eigenschaften in einen neuen, anderen Zustand: »Ulrich war, als er die Lehrsäle der Mechanik betrat, vom ersten Augenblick an fieberhaft befangen« (I 37). Eine von Winckelmann bis in unsere Zeit hin als Meisterwerk adorierte antike Plastik – des Leochares, noch jedem Gymnasiasten der Jahrhundertwende in Abbildungen einer

<sup>89</sup> Karl Corino: *Musil. Leben und Werk in Bildern und Texten*, Reinbek 1992, S. 22.

<sup>90</sup> Allein in seinen Beiträgen zum LV: 24, 200, 201, 223, 226, 311, 312.

<sup>91</sup> Im »Politischen Bekenntnis eines jungen Mannes« steht 1913: »es reißt dich plötzlich einen Berg hinauf, von wo du deine innere Zukunft mit seliger Weite und Gewißheit siehst [...] wie ein zirkulär Irrer, ein Manisch-Depressiver im Vorstadium der Manie« (II 1009).

»Apoll vom Belvedere« benannten Marmorkopie des Vatikans vor Augen –, mit ihrer faszinierend »neuen« spätklassischen Form und ihrem schwerelosen »Gliederspiel« wird hier von meisterlichen Erfindungen der modernen Mechanik überholt und abgelöst: »Wozu braucht man noch den Apollon von Belvedere, wenn man die neuen Formen eines Turbodynamo oder das Gliederspiel einer Dampfmaschinensteuerung vor Augen hat!« Auf diese Weise erlebt Ulrich bald darauf durch »die neue Denklehre« Mathematik, daß »die heutige Forschung nicht nur Wissenschaft, sondern ein Zauber« ist, der »wie ein Dämon in alle Anwendungen unseres Lebens« fährt (I 39f.). Durchweg darf wohl der Musil immer von neuem nahe Nietzsche mitgehört werden; z. B. sind »Zauber« und »Fieber« in der »Geburt der Tragödie« Begriffe zur Deutung des Dionysischen.<sup>92</sup>

Auch alles Übrige fügt sich in Musils Anschauungen, Perspektiven, Ausdrucksweise ein. Sei es, daß man sich freue »auf den Augenblick, wo die perfekte Farbphotographie die schlechten Handmalereien überflüssig machen« werde, »Kunst und Leben« würden »davon gewinnen«, womit ein Musil wohlbekanntes Problem berührt ist – seine Frau ist Malerin (und Corinth-Schülerin) – und weshalb er auch einmal in Ausführungen (die »einen der neuen Maler in Begeisterung versetzen« könnten) über die »Art der Abbildung« die »trockene Würde der Photographie« hervorhebt (I 1342–1348). Sei es die Kritik an der »gänzlich unkontrollierbaren Arbeit« solcher Romanciers, die Musils im Januar 1913 veröffentlichtem Urteil über die »symbolische Zwischenmusik« in Reinhard Sorges »Bettler« als »unkontrollierbar« (II 1446) und der Forderung in einem wenig späteren Aufsatz, die »Phantasie« und »jeden einzelnen Griff immer wieder an den Tatsachen zu prüfen« entspricht (II 1009).<sup>93</sup> Oder sei es die Äußerung »So ist das Lesefutter, das sie produzieren, für Unmündige im Geiste und gelangweilte Frauenspersonen: man merkt ihm diese Leser an« (80),<sup>94</sup> die zwischen gleichgerichtete kritische Formulierungen aus

<sup>92</sup> Hier noch auf Seiten Apollos, sieht Nietzsche später seinen Gott in Dionysos und »tauft« Goethe auf dessen Namen (Götzen-Dämmerung IX 49).

<sup>93</sup> Es ist hier nur auf Weniges der Möglichkeits-Dichtung Musils hingewiesen, wie es eben in den Beiträgen zum LV in Erscheinung tritt – in überwiegend abreißen Anfängen, die sich doch auf nicht zu erwartende Weise ineinander verweben. Zum offenen Ganzen, dem sie zugehören, siehe Baumann (Anm. 72 und 74).

<sup>94</sup> »Frauensperson« steht z. B. auch in I 59, 68 und 71.

der selben Zeit wie »feuilletonistische Weibchenpsychologie« (II 1442), »Laubstreu für Lesekühe« (II 1460), »Magazinliteratur für kleine Fräuleins« (II 1175) und die Empfehlung, »das Erzählen vom Kinderfrauenberuf zu emanzipieren« (225), unschwer sich einreicht und schon hier in nuce offenbart, daß ihm wie Ulrich

diese bewährteste »perspektivische Verkürzung des Verstandes« [...] mit dem schon die Kinderfrauen ihre Kleinen beruhigen, nämlich das primitiv Epische abhanden gekommen ist, woran das private Leben noch festhält, obgleich öffentlich alles schon unerzählerisch geworden ist und nicht einem »Faden« mehr folgt, sondern sich in einer unendlich verwobenen Fläche ausbreitet. (I 650)

Alles dieses, wie unüberhörbar die schließliche Feststellung, daß solche Romanciers »hinter diesem Leben« her seien – wo es doch, wie die »Penthesileide« sagt, um »noch nicht befahrene seelische Verzweigungen« geht (24) –, und ihre rhetorische Frage »Wissen sie denn gar nicht, dass zuerst die Madame Bovary Flauberts war und dann erst die Madames Bovary waren?« mit der Antwort »Aber wer wie unsere Romanciers mit kurzsichtigen Augen dem Leben nachläuft, kann ihm natürlich nicht voranlaufen wie die grossen Dichter des Romanes« kommt aus dem Zentrum Musilschen Denkens und Dichtens, das sich folglich schon in den Essays des »Losen Vogels« vollständig darstellt: aus seinem »Ideenlaboratorium« (201), einem Möglichkeiten entwerfenden, Zukunft erfindenden Gestalten, das »alle überhaupt möglichen Fälle prinzipiell vorzudenken« versucht (311),<sup>95</sup> dort her, wo »Dinge, die noch wenige gesehen haben« (II 981) mit einer Vielzahl in Parallelen, Abweichungen, Rück- und Gegenläufen, neuen Zusammenhängen, Vereinigungen sich ständig vermehrenden Möglichkeiten zum »Vorlaufenden« werden. »Als Künstler etwas lieben«, heiße »erschüttert sein, nicht von seinem Wert oder Unwert im letzten, sondern von einer Seite, die sich daran öffnet«. Das »zeigt Kunst, wo sie Wert hat« (II 981) und klärt, wie die »Skizze der Erkenntnis des Dichters« summiert, »ob der Dichter ein Kind seiner Zeit sein soll oder ein Erzeuger der Zeiten« (II 1030).

<sup>95</sup> Das »Politische Bekenntnis eines jungen Mannes« (II 1011) spricht von einer »vorurteilslosen Laboratoriumstechnik«, und vom Mann ohne Eigenschaften heißt es: »So wie eine große Versuchsstätte, wo die besten Arten, Mensch zu sein, durchgeprobt und neue entdeckt werden müßten, hatte er sich früher oft das Leben gedacht« (I 152).

Ein Text Musils also? Allem nach; endend im Konjunktivischen, im Wortspiel, mit der Pointe eines Ingenieurs: »Es wäre eine Wohltat für Kunst und Leben, wenn die Techniker die aufregenden Romane ihrer Arbeit schrieben und damit die aufgeregten Arbeiter an ihren Romanen verdrängten.«

## 6 »Die Wahlparole«

Wenn schon beschäftigt mit »Attribuzlertum« – ein Spott-Wort Jacob Burckhardts im Blick auf die in der Kunstwissenschaft allzu gängig-beliebten Zuschreibungen –, muß der textkritische Leser sich von einem Aufsatz gleich im ersten Heft des »Losen Vogels« herausgefordert fühlen: durch »Die Wahlparole« (30–34). Wie allen seinen Äußerungen, wenigstens in diesem Zeitraum und wenn er sie veröffentlicht hat, geben auch diesem Essay bestimmte sprachliche Erscheinungen den Musil eigentümlichen Oberflächen-Reiz, mit denen er seine »Tiefe« zur Erscheinung bringt. Da sind die typischen Bilder und Vergleiche (einmal 5 »wie«-Vergleiche auf 1 Seite), die so laut daherkommen, die Sache neuartig treffen und daher auch neu zu ihrer Befragung anregen, z. B.: »mit einer völligen Sinnlichkeit packt wie im Rausch«; »so häufig wie schwarze Schimmel«; »Sinnlosigkeiten naiv schmettern«; »saufen z. B. gegen alle bessere Einsicht Schnaps«;<sup>96</sup> »erst wenn dem Redner die Zunge heraushängt« usw., und natürlich auch der »naturwissenschaftliche« Vergleich: »sich wie ein chemischer Stoff eines andern bemächtigt«. Wie er dekuviert die durchweg psychologisierende Betrachtungsweise – als deren Klimax dieser Vergleich dann steht – den Autor: Das »psychische, das wahrhafte Leben« liege »in den Leidenschaften, in den Manien«, in »Hass oder Neid oder Stolz oder Hingabe oder Liebe oder Geiz oder Ehrsucht oder Grauen oder Trinken oder Mord; oder Stärkung des Ichgefühls oder Entspannung des Ichgefühls (denn auch das Sichaufgeben des Heiligen ist eine Entspannung des Ich)« –: alles Stichwörter, die in Protagonisten des Erzählers Musil Gestalt gewinnen. Und so signalisieren den Autor Wortspiele (»Vordergrund«/»Gründe«/»Abgründe«; »Man mag von Realpolitik und Interessenpolitik reden soviel man will, die Politik ist weder real noch Interesse«), einzelne Wörter durch un-

<sup>96</sup> Siehe dazu LV 284/II 1003 vergleichbar drastisch: »sich in Kneipen totschemmt«.

gewohnte Formung (Zusammensetzung, Verfremdung durch Kürzung, ungewöhnliche Pluralia) oder spezifische Inhaltlichkeit (»Menschheitswohlfahrt«; »Menschtum«; »Denkbarkeiten oder Undenkbarkeiten«; »denkerisch und praktisch«; »unmöglich«; »Möglichkeit«), die Fülle der einschränkenden, konditionalen, zu neuen Anfängen auffordernden koplutativen und alternativen Konjunktionen (darunter die zitierte Aufzählung mit 11 Mal »oder«), und nicht zuletzt die adversativen (10 »aber«, 2 »sondern«, 3 »doch«, 2 »dagegen«): konstitutiv für den Stil auf der Spur des Möglichen<sup>97</sup> wie die konjunktivische Sprechweise, mit der sie sich aufs engste zusammentun, so auf einer Seite (33) eine ganze Kette von Konjunktiven mit »aber«, »wenn«, »vielleicht«, »dagegen«, »wenn auch«/»so doch« – Zeichen eines nie abschließenden, unaufhörlich wie mit Fangarmen um sich greifenden Denkens.

Äußerer Anlaß des Essays ist die Reichstagswahl vom 12. Januar 1912, eine aufregende Sache, von der eine erdrutschgleiche Veränderung erhofft oder befürchtet wurde (die sich mit mehr als der Verdoppelung der sozialdemokratischen Mandate auch einstellte und die SPD zur stärksten Fraktion des Reichstags machte). Vor der Wahl geschrieben, ist die »Wahlparole« der aktuellste Beitrag der erstmals erscheinenden Monatschrift, glossiert indessen nicht nur die Zustände im Vorfeld der deutschen Wahl, sagt vielmehr deutlich »wie in Deutschland, in Österreich«, ähnlich ein zweites Mal und sogar noch »wir auf dem Kontinent«, und darf, indem sie generelle Erscheinungen wahrnimmt und zu umschreiben versucht, Geltung für Volkswahlen in allen Staaten beanspruchen, die »politisch noch Kinder« sind. Damit ist es nicht abwegig, sondern ein Weg zur Bestätigung der Attribution, eine Verbindung mit dem späteren (bekanntem) Essay »Politik in Österreich« zu sehen (198–202), der ebenso andere Staaten, vor allem reichsdeutsche Verhältnisse, einbezieht, den Österreicher und den Deutschen auf ihre Möglichkeiten hin vergleicht. Denn recht eigentlich ist dem Autor dieses eine Ereignis einer bevorstehenden entscheidenden Wahl lediglich Anlaß über weit mehr nachzudenken: über Gleichgültigbleiben oder Erregbarwerden des Men-

<sup>97</sup> Man vergleiche damit etwa die Anzahl adversativer Konjunktionen in zwei Beiträgen (wie »Die Wahlparole« je 4 Seiten lang): »Politik in Österreich«: 11 »aber«, 2 »sondern«, 2 »doch«; »Der mathematische Mensch«: 13 »aber«, 7 »sondern«, oder in den knapp 7 Seiten »Über Musil's Bücher«: 21 »aber«, 10 »sondern«, usw. – Siehe auch die Ausführung zu Chesterton in Teil 12.

sehen, wo und wann und wodurch und in welcher Art und Weise er sich zu Unüblichem überwindet, sich zu Anderem überreden, über feste, anscheinend geschlossene Grenzen hinwegziehen läßt, sich – ein Synonym für »Möglichkeiten, Denkbaren oder Undenkbarkeiten« – dem »Phantastischen« öffnet. Es geht ihm um die »Gründe und Abgründe« des »Stückes, das sich Wahlkampf nennt«, um das Wesen phantastischen Spiels überhaupt, das in dem »wildesten und phantastischsten Theater, das es gibt«, sich entwickelt. Dieses sieht er im Moment in der Politik und dem Politiker:

Politiker gleichen inwendig etwas jenen Menschen, die eine Leidenschaft für Theaterspielen verzehrt [...]. Er muss vor vielen reden, muss Applaus hören, [...] er muss sich überhaupt immer müssen, und ist, als sei er selber gar nicht mehr vorhanden, so sehr ist er Menschheitswohlfaht. [...] Es ist der eitle Mensch der überspanntesten Dimension; er misst sein Schuhmaass an der verblasenen Weite seines endlosen Horizontes.

In jenen Staaten, die »politisch noch Kinder« sind, sei man an »den Wurzeln des Lebens« und die lägen »nicht beim Gedachten, sondern beim leidenschaftlich Empfundnen«, seien die Möglichkeiten noch nicht eingezäunt wie in der »seit langem abgekühlten« Politik Englands; dessen »nach kontinentalem Muster sich bildende Politiker« seien »erfolgreiche Politiker«, denn »die Staatspolitik dieses Landes ist die Kontorpraxis eines grossen Geschäftshauses seit langem geworden und dessen Sprache ist nicht aufregend«. Das westliche Festlands-Europa dagegen sei »fruchtbarster Boden für den Politiker«, auf dem er gedeihe »wie der Champignon auf dem Mist. Dem Dung der Leidenschaften, die in einem noch vor kurzem ganz geknechteten Volk sich kopfüber, kopfunter in das Politische stürzen«. <sup>98</sup>

<sup>98</sup> Der Punkt nach »Mist« ist nicht als Satzfehler mißzuverstehen, er verselbständigt den Satzteil und hebt ihn damit hervor (siehe Teil 4). Im LV sind Satzfehler nicht selten, besonders in der »Wahlparole« (Indiz, daß eine Handschrift Druckvorlage war?). Ähnliche Beobachtungen haben wohl dazu geführt, an Musils Wort »Docke« (25) heruzudeuteln, ob es wirklich »Docke« (Puppe) oder möglicherweise nicht doch »Dogge« (Hund) meine. Vielleicht dürfen gleichwohl 2 minimale Besserungen vorgeschlagen werden:

– I I 990 (LV 75): »irgendeinem« statt »irgendeiner«, also: »aber wie in einer Reihe gerichteter Soldaten irgendeinem die Schulter versagt und die Front erst unmerklich abbiegt, bis sie irgendwo plötzlich knickt«:

– I I 1442 (LV 132): Gedankenstrich nach »Gesicht« entfällt, also: »und sterben muss – über dem »edlen, aber furchtbar veränderten Gesicht« die Leichdornkrone«.

Die innere Verbindung zum Essay »Politik in Österreich« – der sich ebenfalls mit den »Leidenschaften im öffentlichen Leben« beschäftigt (200) – äußert sich hörbar in parallel formuliertem. So steht hier in der »Wahlparole«: »nüchtern und sachlich«, dort: »ernst und sachlich« (199), hier über den Politiker, den »politischen Helden«, er lebe »wie der Champignon auf dem Mist. Dem Dung der Leidenschaften«, dort: »als herrliches Ungeziefer auf den Abfällen des deutschen Händlerstaates« (200);<sup>99</sup> hier, er müsse sich »hüten, nüchtern und sachlich von dem zu reden, was etwa not tut«, müsse »nur allgemein behaupten [...] und sich ins Phantastische der Leidenschaften stürzen« und »immer wieder dazwischen von Not« reden: »Denn wer ist nicht in Not, in solcher oder in solcher?«; dort: »Darum schätzt man die Katastrophen, weil sie die Verantwortung auf sich selbst nehmen, und braucht das Unglück, weil es heftige Gestikulationen erzeugt [...]. Man lebt sein politisches Leben wie ein serbisches Heldenepos, weil das Heldentum die unpersönlichste Form des Handelns ist. [...] Not und Held gehören zusammen wie Krankheit und Fieber« (202).

Und das Thema des Verhältnisses von »Leidenschaft« und »Gleichgültigkeit«, das ebenfalls in »Politik in Österreich« fortgeführt ist – kein anderes Land gebe es, »wo Politik bei ähnlicher Leidenschaft so gleichgültig bleibt wie in diesem«; »Leidenschaft als Vorwand« (199), »Leidenschaften [...], hinter denen man mit nüchternen Eingeweiden gähnt« (200) –, kann sich auch »auf die zusammenziehenden Kräfte der Hauptarbeit berufen« (II 474). In ihr bekommt es dann, ohne die Beschränkung auf die »Politik« auf »alles« bezogen, zahlreiche Parallelen<sup>100</sup> und seine eigentliche Tiefen-Dimension, indem es ein bestimmender Teil der Definition des Mannes ohne Eigenschaften wird. Denn er ist zwar »ein Mann mit allen Eigenschaften, aber sie sind ihm gleichgültig«, und er weiß von sich selbst nur, »daß er es gleich nah und weit zu allen Eigen-

<sup>99</sup> Vgl. auch die variierte Metapher II 1032: »Auf der leichten österreichischen Verwesung hatte es sich natürlich entzückend gelebt«.

<sup>100</sup> So gibt Walter und Clarissa (in der Deutung Musils), »die der Befehl der Musik in höchster Leidenschaft vereinigte und ihnen zugleich etwas Abwesendes wie im Zwangschlaf der Hypnose ließ« (I 143), ihr leidenschaftliches »Klavierspiel keine vollen Gefühle, sondern nicht viel mehr als das zum Rasen erregte körperliche Gehäuse davon«, oder der Zorn eines Betrunknen ist »kein innerer Zorn, sondern bloß das bis zum Rasen erregte leibliche Gehäuse des Zorns« (I 157).

schaften hätte und daß sie ihm alle, ob sie nun die seinen geworden sind oder nicht, in einer sonderbaren Weise gleichgültig sind« (I 151):

Ulrich war ein leidenschaftlicher Mensch, aber man darf dabei unter Leidenschaft nicht das verstehen, was man im einzelnen die Leidenschaften nennt. Es mußte wohl etwas gegeben haben, das ihn immer wieder in diese hineingetrieben hatte, und das war vielleicht Leidenschaft, aber im Zustand der Erregung und der erregten Handlungen selbst war sein Verhalten *zugleich leidenschaftlich und teilnahmslos*. Er hatte so ziemlich *alles* mitgemacht, was es gibt, und fühlte, daß er sich noch jetzt jederzeit in etwas hineinstürzen könnte, *das ihm gar nichts zu bedeuten brauchte, wenn es bloß seinen Aktionstrieb reizte*. Mit wenig Übertreibung durfte er darum von seinem Leben sagen, daß sich alles darin so vollzogen habe, wie wenn es *mehr zueinander gehörte als zu ihm*. [...] Und so mußte er wohl auch glauben, daß die persönlichen Eigenschaften, die er dabei erwarb, mehr zueinander als zu ihm gehörten [...] (I 148).<sup>101</sup>

Der Ansatz des Themas von »Leidenschaft« und »Gleichgültigkeit« im Essay »Die Wahlparole«, die Wiederaufnahme in »Politik in Österreich« und seine Überführung in mehrere Bewegungsrichtungen des Romans »Der Mann ohne Eigenschaften« bestätigt, was Musil an seiner Vorgehensweise selbst beobachtet hat. Denn daß eine Äußerung Musils weitere hervorbringen muß, sein Denken und Sprechen stets nur unzufrieden mit sich selber sein kann, deshalb zu Neuansätzen, Ablegern, Parallelen, Paraphrasen, selbständigen Ergänzungen drängt, bestätigt auch sein eigener Eindruck »bei allem«, was er »später wieder« von sich liest: »Überarbeitung unmöglich. [...] Was macht man mit einem Gedankenversuch, der nicht befriedigt? Man denkt weiter! Neue Aufsätze anschließen, über dasselbe Thema, über hervorgehende Themen: Das ist die positive Lösung« (T 985). – Die Methode des Attribuierens konnte und kann sich auf eben dieses Verfahren Musils berufen und es sich zunutze machen, wenn sie für ein Wort, eine Formulierung, ein Bild, ein Motiv, ein Thema der anonymen Texte auf mehr oder weniger Paralleles, nähere oder fernere Varianten, andere Anfänge oder Fortsetzungen im edierten Werk zur Begründung der Autorschaft anführt.

<sup>101</sup> Hervorhebungen: L. D.

## 7 »Statisten und Männer«

Der Politiker, stellte die »Wahlparole« fest, sei dies nur wegen des »Theaters in seiner Seele«, das er »ins Grosse zu projizieren meint, weil er die Statisterie vermehrt und die Bühne vergrössert« (32); fragt deshalb: »Sind nun die Wähler bloss Statisten?« und läßt mit ihrer Antwort noch alles in der Schwebel: »Es wäre nach dem Wunsche des Parteipolitikers und er bemüht sich in »Organisationen«, die Wähler dahin zu bekommen«. Nachdem der neugewählte Reichstag im Februar erstmals zusammengetreten ist, macht der erste Essay des dritten Hefts (das im März hätte erscheinen sollen<sup>102</sup>) die Frage zum Thema (83–86); er ist damit eine direkte Fortsetzung des vor der Wahl erschienenen Aufsatzes und greift denn auch dessen Metapher vom politischen Theaterstück und der besonderen Lust der Zuschauer-Bürger an ihm (30–33) auf:

[...] vorläufig amüsiert sich das Volk noch vortrefflich über jene, welche auf den Tribünen das Thema der Not variieren. Gewiss: das Theaterstück kostet [...] ein paar Groschen, aber man zahlt sie gern, wenn das Stück so komisch ist [...], wo man zudem als Statist mitwirken kann. [...] das Volk lacht unbändig darüber und gratuliert sich zu seiner famosen Truppe, engagiert sie auf weitere fünf Jahre.[...] Hat man, wie gesagt wird, auch schon nicht das Brot, so hat man doch seine Spiele.

Die Rolle, die »Not« als »Thema« des politischen Lebens spielt, als eine der Verbindungen zur »Wahlparole« (31) gerade noch angedeutet, wird bald der bekannte Essay des sechsten Heftes »Politik in Österreich« ausbauen zu der Formel, daß »Not und Held zusammen gehören wie Krankheit und Fieber« (202), eine Pointe, die dann Jahrzehnte später mit genau dieser »Männern« und »Helden« kaum schmeichelhaften Formulierung aus den bisherigen Zusammenhängen sogar als *Maxime* isoliert wird (II 813). Und so sind auch die Ansätze in der »Wahlparole« zu einer Psychologie des Verhältnisses von Masse und Macht, Politikern und Wählern aufgenommen, die Besonderheit der Wagner-Bühne als Bild ironisch nutzend (und dann ebenso im »Losen Vogel«, in der Satire über Bernhardt und sein Buch, weitergeführt):

<sup>102</sup> Es kam jedoch sehr verspätet heraus (Ende September/Anfang Oktober); siehe Teil 3.

Immer grösser und deutlicher sichtbar wird der Abgrund, der das Volk von seinen Politikern trennt. Es ist schon ganz wie im Theater: im Parkett das Volk und vom tiefliegenden, unsichtbaren Orchester der tausend Journalisten getrennt die politische Bühne [...].

Der Essay arbeitet nicht mit Vergleichen, wohl aber mit Bildern, die durch ihre Analogie frappieren (wie mit dem für die Zuschauer unsichtbaren Orchester in Wagners Festspielhaus), mit zahlreichen, gerade auch adversativen Konjunktionen, mit eigenen Wörtern (»Menschengeschichte« usw.), vielen Fremd- und Fachwörtern, mit Redensarten und Wortspielen (»stählerner Besen«; »Akademie reden«; »Volksvertretung, weder Volk noch Vertretung«), eigenartigen, das Gedankliche eng und bildhaft fügenden Adjektiv-Substantiv-Wortgruppen (»ridikülisierter Parlamentarismus«; »bequeme Antwort«; »grässlich vernünftig« usw.), Aufzählungen, »unvollständigen Sätzen« (»Und nicht nur sie« usw.), Satzanfängen mit »man« (auch verbunden mit Konjunktionen: »man führe«, »man müsste«) – insgesamt, besonders auch mit ihrer gemeinschaftlichen Tendenz zur Herausforderung und Verspottung, charakteristische Merkmale von Musils Darstellung, die fähig ist, jede Langeweile vertreibend den utopisch-theoretischen politikwissenschaftlichen Gegenstand farbig, selbst derb-deutlich, aber auch sachlich korrekt darzubieten:

Ein Versammlungsredner erklärte sogar, dass man auch in dem Vertretungskörper nichts als Statisten brauche, in konsequent befolgter Logik [...], dass Einer entscheidet, dem sich eine vorherbesorgte Majorität anschliesst. Diese ganz richtige Erkenntnis [...] fand heftigsten Widerspruch gerade bei den bürgerlichen Parteien, die jede Autokratie zu perhorreszieren vorgeben und doch die Anwälte des dümmsten Individualismus sind, indem sie als die richtigen Vertreter Spezialisten empfehlen,[...] »Männer«.

Dazu entwirft der Essay im Sinne eines »bewussten Utopismus, der die Wirklichkeit nicht scheut, wohl aber als Aufgabe und Erfindung behandelt« (I 16) ein Gegenbild, das den Wähler aus seiner »Statisten«-Rolle befreien würde:

Man führe das Proportionalwahlsystem ein. [...]. Es gibt keinen plausiblen Grund, der gegen seine Einführung im Deutschen Reich spräche.[...] Den »Männern« müsste man [...] zu ihrer Sichtbarwerdung verhelfen, dass man die Zahl der Volksvertreter vermindert. [...] Lokale Interessenvertretungen gehören nicht in den Reichstag [...] so wenig wie Bankinteressenvertreter oder Handels- oder Literatur- oder Schweinefleisch- oder Schnapsinteressenvertreter.

Die Verkleinerung des Reichstags auf »sechzig oder hundert« Mitglieder – er zählte damals rund 400 –, wodurch jeder einzelne »sehr exponiert« dastünde, weil er sich nicht mehr verstecken könnte in der Masse der »auf Kommando der Politiker in die Parlamente gewählten stillen Leute, die ihren Bauch drücken und nicht reden dürfen« (so ist dieses Übel schon in der »Wahlparole« beiläufig ironisiert, 31), sowie die Verantwortlichkeit der Regierenden gegenüber dem Parlament könnten dann vielleicht auch zu »so etwas wie einem vaterländischen Gefühl« verhelfen, »das keine dieser auf blöden Wählerfang ausgehenden Praktiken entstehen läßt und nicht diesen Kastendünkel des ›Politikers‹, der die Menschen seines Landes nur nach ihrem Wahlrecht wertet«.

Der Essayist kennt offensichtlich das Zensuswahlrecht in Preußen (und geht in seinem Plädoyer zunächst von ihm aus) so gut wie das in Ungarn und weiß offensichtlich, daß man es als unzeitgemäß immer unerträglicher empfindet und deshalb »allerorts« die Verhältniswahl »verlangt«, in Ungarn sogar mit Hilfe des Generalstreiks durchzusetzen versucht, sie auch »schon übt«, so in Österreich und für den deutschen Reichstag; weiß aber genauso – auch dies ist zwischen den Zeilen zu lesen –, daß sie hier im Deutschen Reich noch kaum Wirkung hat, solange die Zuständigkeit des Reichstags eingeschränkt bleibt, ihm eigene gesetzgebende Befugnis (d. h. er hat sie bloß bei Übereinstimmung mit dem preußisch beherrschten Bundesrat) und ein umfassendes Budgetrecht fehlen und die Regierung nicht ihm, sondern in der Person des Kanzlers nur dem Kaiser verantwortlich ist; und so weiß er auch, daß seine Vorschläge für die nahe Zukunft Utopie bleiben, und schließt:

Vorläufig hat die Statisterie mehr Aussicht. [...] Je mehr Abgeordnete und je mehr Statisten, um so mehr hat der Landesfürst das Recht auf sein autokratisches *lex mea voluntas*, denn das ist Vernunft gesetzt gegen eine Volksvertretung, die weder Volk noch Vertretung ist und es sich daher gefallen lassen muss, *qu'il y a toujours un monsieur en habit noir (ou cuirasse blanc) qui décide.*

## 8 »Man spricht von Krieg«

Keine Frage, der »Lose Vogel« ist eine engagierte Zeitschrift und will als solche auch auf Politisch-Aktuelles nicht verzichten, es auf seine Weise, sei's in Anmerkungen, ganzen Essays oder im scheinbaren Nebenbei, beleuchten – kritisch, unkonventionell, undogmatisch, ideologiefrei: bestimmte Erscheinungen des Wahlkampfes 1911/12 (Heft 1); das Ergebnis der Reichstagswahl (Heft 2), ihren Kontext Wahlsysteme (Heft 3), ihre nächsten und ferneren Folgen (Heft 3); die europaweite Aufrüstung (Heft 2 und 3); Flottenrivalität und drohende Auseinandersetzung mit England (Heft 2 und 3); englischen, österreichischen, deutschen und italienischen Imperialismus (Heft 2 und 8/9); nationale Größen und Jubelfeiern (Heft 6); die Politik und Person des Reichskanzlers (Heft 6); Politik in der Donaumonarchie (Heft 6); die Balkankriege (Heft 8/9).

Das zweite Heft wird mit einem aktuell-politischen Essay sogar eröffnet: »Man spricht von Krieg« (41–44). Der Bau deutscher Großkampfschiffe, vorangebracht durch immer neue Flottengesetze, hatte England aus seiner *splendid isolation* an die Seite Frankreichs getrieben und ein europaweites ungebremstes Auf- und Wettrüsten ausgelöst; auch jetzt nach der Wahl war wieder eine Gesetzesnovelle zu erwarten, welche die Flotte vor der Frankreichs endgültig zur zweitstärksten der Welt machen und den Gegensatz zu den Briten noch einmal verschärfen würde. Dämmerte ein großer europäischer Krieg herauf?

Die Überschrift ist zugleich der erste Satz des Textes; es wird deshalb unmittelbar fortgefahren. Dieser Zugriff ohne jeden Umschweif; ein verselbständigter Satzteil, der den »wie«-Vergleich betont; die travestierende Verwendung eines vielstrapazierten »Faust«-Zitats; die Kontrastierung von »malen« und »Greuel«, die asyndetische Reihung; das absichtsvolle Zeugma (»ringen die Hände und Resolutionen«): weisen sofort auf Musil hin. Auch andere sprachliche Elemente bezeugen, über die Zugehörigkeit zu einem Gruppenstil hinaus, die persönliche Sprechweise: ironisch euphemistische Wortgruppen, in denen sich Adjektiv und Substantiv gegenseitig demaskieren (»schönste [...] Schlachtenpläne«; »unmäßig Tapfere, dressierte Mannschaften«), das Stammwort desavouierende Neologismen (»Kriegerischkeit«, »enttapfert«), die absichtsvoll zur Katachrese gehäuften Redensarten »(Leute, die [...] unter die Räder zu kommen fürchten und bei einem allgemeinen Durcheinander im Trü-

ben zu fischen hoffen. Oder denen ihr Leben keinen Pfifferling mehr wert ist und die es auf die Würfel setzen),« eine Vielzahl adversativer Konjunktionen, die Konjunktive – alles im Sinne einer differenzierenden, psychologisierenden, zum Widerspruch und Weiterdenken anreizenden satirischen Durchdringung des Themas. So genügen der Eingangspassage der Spott und die Insinuation, den Pazifismus (im Vergleich) berufsmäßig zu nennen, noch nicht: indirekt werden seine Anhänger überdies mal als naiv, in wirtschaftlich-kapitalistischen Fragen vom Niveau des Stammtisch-Politikers, mal als opportunistisch, wohl gar durch die Umstände bestechlich usf. vorgeführt.

Anderes verweist auf intimere Einblicke in die Situation der österreichischen Soldaten und Offiziere und damit zugleich auf den früheren Schüler einer Militärakademie, auf den Einjährig-Freiwilligen, auf den Leutnant der Reserve, der regelmäßig an Waffenübungen teilzunehmen hat;<sup>103</sup> ob nun Gelerntes verwertet ist: »Man erinnere sich an die Schwierigkeiten, welche die deutsche Armee nach Sedan in Frankreich erfuhr, und es war hier nur eine gänzlich ungenügend organisierte Defensivarmee vorhanden, weit weniger geschult als etwa die schweizerische Miliz;« oder ob selbst Erfahrenes und Gehörtes bei aller nach Spitzen und Schärfen drängenden Darstellung gleichwohl ohne Aversionen und gewissermaßen mitfühlend referiert ist, wie der Zwang, der »Komik« standzuhalten, »fortwährend bis an die Zähne bewaffnet herumzugehen«, oder wie der Bericht eines Hauptmanns über die Armee als Erziehungsanstalt:

[...] in der Armee müssen wir dann nachholen, was in der Erziehung nicht geschah. Nicht nur lesen und schreiben müssen wir den Kerls oft lernen, sondern gehen, stehen, sich schneuzen und waschen. Frag ich, warum wir dann noch Offiziere heissen. Disziplin lernen sie? Wird behauptet. Lügen und sich verstellen lernen sie. Mut? Beim Manöver vielleicht? Mut zu zeigen gibt's sonstwo Gelegenheit genug. Der Mut in der Schlacht kommt mir überhaupt recht problematisch vor, an dem Mut gemessen, den einer zeigt, der einen Ertrinkenden rettet oder in ein brennendes Haus springt.

Ein preußisch-schneidiger adliger Hauptmann von 1912 oder ein vom teutonischen Offiziers-Drang besessener Hauptmann d.R. dürfte das kaum gesagt haben, ein österreichischer – und vielleicht bürgerlicher – schon viel eher.

<sup>103</sup> So wieder mehrere Wochen im Sommer 1912 (B 82 und 85).

Noch direkter verweisen eine besondere Wahrnehmung und wie sie artikuliert ist auf Musil, der einmal als Militär-Akademiker über die Artillerie seine Liebe zur Technik entdeckt hatte:

Menschenwirkungen sind berechenbar, auch Maschinenwirkungen sind es. Aber die Kompliziertheit des kriegstechnischen Apparates: schwierigste Maschinerien, bedient nicht von Technikern in der Werkstatt, sondern von um ihr Leben besorgten, abgerichteten Bauernburschen – das ist unberechenbar.

Und nur einer, der sein Wissen nicht aus Büchern bezieht, denn sie schweigen sich darüber aus, weiß und kann sagen – und dazuhin im Kontrast zu den von »nationalen Barden [...] für die Schulbücher« gedichteten »Kriegsliedern, die angeblich die froh stürmende Mannschaft zum Himmel steigen lässt« –, daß unter der Tyrannei der Angst Menschen und Soldaten ihre Körperöffnungen nicht mehr beherrschen; kann sagen, was Schul- und Geschichtsbücher und selbst Ernst Jünger und Remarque über der Beschreibung der Farben und Gerüche des Krieges einmal vergessen werden zu sagen: »wenn auch in Wirklichkeit nichts sonst zum Himmel steigt als der Geruch der von Todesfurcht herbeigeführten Entleerungen«.

Auf die Frage, die eigentlich keine Antwort mehr braucht, weil die vorgestellten Beispiele sie längst zu einer rhetorischen gemacht haben, wer denn jene »so unmässig Tapferen, die ihren Händen keine andere Beschäftigung geben können, als an Säbel und Gewehr zu fahren« überhaupt seien – und dabei wohl absichtsvoll auch nach den »Ingenieuren« und »Chemikern« fragt –, stellt die in Musilscher Art geprägte und in ein Bild mündende Schluß-Passage gleichwohl nochmals fest, daß die Menschen, die Völker nicht für den Krieg seien:

Also: drei Schlachtenmaler, ein paar hundert Abenteurer, ein paar hundert Strategen {die [...] alles in Wirklichkeit sehen wollen; Künstler, die nur auf das Material warten}, viele tausend tüchtige Offiziere, die endlich ihren Beruf ausüben wollen {geht's wie auch immer}, einige tausend brave Raufbolde und Draufgänger, denen ihre Haut zu eng ist, ein paar Dutzend schief- und kurzsichtig geschriebene Journalisten, ein weiteres paar Dutzend pensionierter Gymnasiallehrer in Bart und Harfe: das sind die kriegerisch Gesinnten Europas. Man stelle diese Armee auf das Schlachtfeld – Falstaff wird seine himmlische Schenke verlassen und das Oberkommando übernehmen.<sup>104</sup>

<sup>104</sup> Das in Schweif-Klammern Eingefügte stammt aus Formulierungen auf der selben Seite.

Anders als Blei, der den »Krieg mit England« einfach für »unvermeidlich« hält (112f.), möchte dieser Essay suggerieren, daß die Kriegsbegeisterten eine lächerlich schwache, z. T. dubiose Minderheit seien, mit der sich kein Krieg machen lasse. So kann es – was schon Satire genug ist – bei der »ganz sachlichen« Bilanz eines hypothetischen Krieges ohne Blutvergießen bleiben:

Da sind auf der einen Seite die Opfer: Steuern, Militärdienst, Unterwerfung unter die militärische Disziplin (das ist: passiver Gehorsam) und die zivile Hierarchie (das ist: man muss, wie Beamte wollen); auf der andern Seite der Gewinn: in einem neu erworbenen Stück Land werden die eben angeführten Opfer nicht mehr im Namen des Königs X, sondern des Königs Y verlangt.

Bemerkenswert ist, daß sich dieser Essay außerdem durch sein Verhältnis zu einer späteren Glosse attribuiert, die zwar ebenfalls anonym gedruckt, jedoch durch Zeit und Umfeld, Thematik und Sprache zweifelsfrei Musil zugewiesen wurde;<sup>105</sup> es ist die schon mit ihrem Titel so nahe »Kriegsdämmerung« (II 674–677). Über Blei 1925 im »Roland« veröffentlicht, greift die Glosse das Material auf, das im »Losen Vogel« ausgebreitet ist: repetiert es, verkürzt es (wenn es sich wie der einmal so bestimmende »platonische Zug« des Soldatenberufs<sup>106</sup> überholt hat), ergänzt es, entsprechend den neuen Verhältnissen in Nachfolgestaaten der Doppelmonarchie, oder entwickelt es auf Grund der Erfahrungen des Weltkrieges weiter. Wieder spottet sie über den Glauben der Pazifisten an eine »Abschaffung der Kriege«; der mache zwar »ihrem guten Herzen alle Ehre, aber weniger ihrem guten Verstande«; und die frühere Beobachtung, daß dem Kapitalisten, auch wenn er sich pazifistisch gebärde, ein Krieg durchaus ins Geschäft passe, führt nach den Erfahrungen des vergangenen Jahrzehnts zu dem Vorschlag, Krieg »geschäftlich uninteressant zu machen«, weil zunächst »der Krieg mit seinen großen Staatsaufträgen ein Geschäft für alle private Wirtschaft« sei und die »Aussicht auf ein noch größeres Geschäft durch den »Sieg« die Anstrengungen der Geschäftemacher« steigern.

Wiederum wird die »Bilanz eines Krieges« gezogen, nach dem wirklich gewordenen Krieg und seinem ungeheuerlichen Blutvergießen allerdings mit ganz anderem Ergebnis:

<sup>105</sup> Durch Jürgen C. Thöming (Anm. 2).

<sup>106</sup> So wird dies ein anderer, in Teil 9 Musil attribulierter Essay ausdrücken (158).

Vier Jahre lang haben einige Dutzend Armeen irgendwas gegen irgendwas verteidigt. Nur die eine Tatsache blieb unverteidigt, daß es mit Armeen nichts zu verteidigen gibt, das einen solchen Aufwand von Menschenleben rechtfertigen könnte.

Darum wird nochmals wiederholt, wie töricht es sei, beim Soldaten von »Mut« zu reden, und das ebenfalls mit den irreführenden »Kriegsliedern« verbunden. Die schon im Essay von 1912 so realistische Satire von Kriegsliedern, »die angeblich die froh stürmende Mannschaft zum Himmel steigen läßt, wenn auch in Wirklichkeit nichts sonst zum Himmel steigt als der Geruch der von Todesfurcht herbeigeführten Entleerungen« wird aufgenommen und unter den »Liedern« als Beispiel der von »Gymnasiallehrern in Bart und Harfe« mißbrauchte Klassiker Schiller zitiert (II 675f.):

Dem deutschen Mannesmut [...] sei gesagt, daß es Mut, wirklichen Mut zu zeigen, unendlich viele Gelegenheiten gibt. Ohne daß man sich dazu zu stimulieren braucht [...]. Nur die Lieder behaupten, das Soldatenleben sei ein schönes Leben, wenn es auch für eine Weile lustiger sein kann als das Leben eines Bergarbeiters, der der Lockung und Behauptung des Liedes erliegend seine Haue hinschmeißt und: aufs Pferd, Kameraden, aufs Pferd steigen will. Gar bald sieht er sich in einem andern Loch mit einer Gasmaske vor dem Gesicht und pfeift aus einem andern Loch.

Die Übereinstimmungen gehen so weit, dass man selbst einzelne Wörter wie »Staatsrowdytum« (II 675) und »[aufs Pferd] steigen« (II 675) als Wiederhall der 1912 verwendeten »Rowdies« (44) und »[zum Himmel] steigen« (43) hört und die Frage fast nicht mehr stellt, ob Musil sich beim Schreiben der Glosse »Kriegsdämmerung« derart gut an seinen Essay »Man spricht von Krieg« erinnert oder ihn vor sich liegen gehabt habe.

## 9 »General von Bernhardi und sein Buch: Deutschland und der nächste Krieg«

Die in verschiedensten Formulierungen geäußerte Überzeugung, daß »im Unfesten mehr von der Zukunft« liege (I 250), dokumentiert Musil auch mit dem »unfertigen« Wesen seiner Beiträge zum »Losen Vogel«; der Essay »Die Wahlparole« brachte geradezu notwendigerweise weitere Aufsätze hervor, über »Statisten und Männer«, über »Politik in Öster-

reich«. Wenn also der Essay »Man spricht von Krieg« einen Krieg für unmöglich hält ohne Völker und Menschen, die dahinter stehen müssten, und deshalb in satirischer Überhöhung rät sich vorzustellen, nur ein »Falstaff« könne die Armee einer kriegsbegeisterten Minderheit Engstirniger, Dubioser und Inhumaner auf das Schlachtfeld führen, dann konnte das trotz aller Argumentationen lediglich ein Teil-Ergebnis sein. Es wurde von Krieg ja nicht bloß gesprochen, es wurde auf ihn hingearbeitet. Hinter den Argumenten versteckt sich deshalb die Sorge: gegen den Willen der Menschen und Völker zum Frieden könne es mit Hilfe der »Kriegsbeamten« und »dressierten Mannschaften« angeblicher Defensiv-Armeen und – neue Flotten- und Heeresgesetze werden gerade vorbereitet – »4 Millionen deutscher Soldaten und dreissig und mehr Stahlschiffen« (die man brauche, um sich »zu verteidigen«) mit Hilfe der »Strategen« und der auf die Ausübung ihres Berufs und ihr Avancement bedachten »tüchtigen Offiziere«, der Kriegslieder reimenden »Gymnasiallehrer, der Raufbolde, Draufgänger, Abenteurer« möglicherweise doch gelingen, Europa in einen Krieg zu stürzen. Der Schluß des Essays versucht lächerlich zu machen, was Furcht erregt, und übertreibt die Lächerlichkeit, damit die Furcht hinterm Gelächter verschwinde: die Furcht, daß es doch so kommen könne. Hinter dem Irrealis eines Falstaff, der gewiß seine Schenke im Himmel der Literatur nicht verläßt, steht die Realität der überall unter dem Deckmantel der Verteidigung laufenden Aufrüstung und Kriegsvorbereitung, die den Frieden schon längst verlassen haben; und dazu gehört auch die Beeinflussung durch die Medien. Es sind nicht nur, wie der Essay behauptet, »schief- und kurzsichtig geschriebene Journalisten«, die sich entsprechend äußern, sondern auch ein Friedrich von Bernhardi, preußischer General und Chef der kriegsgeschichtlichen Abteilung, der in seinem 1912 erschienenen Buch den Krieg für unvermeidlich erklärt und einer Großmacht-politik Deutschlands das Wort redet, und bei dem man annimmt, daß Mächtigere ihn darin und zur Publikation bestärkt haben. Denn, so faßt es nun diese Abrechnung mit Bernhardis »Deutschland und der nächste Krieg« (158–166) zusammen, in einer Parallele zur Schluß-Passage des Essays »Man spricht von Krieg« Falstaff einen Bruder der Weltliteratur zugesellend:

Wenn in diesem Buche Don Quixote führt, so ist sein Begleiter doch nicht Sancho. – Nur gegen den allzu wehrhaften Ritter kann man in diesem Programm den Kampf führen, soweit er geäußert ist. Aber man tut es, um den Begleiter zu finden, von dem man wissen möchte, was *er* zu sagen hat.

Allusion und Bild finden sich in der Pointe, daß Bernhardi hier recht eigentlich eine absurde, anachronistisch komische Figur abgäbe, gegen die man nichts in Feld zu führen brauchte, weil sie sich selbst entwaffnet und ad absurdum führt, stünde im Hintergrund nicht unsichtbar ein ganz anderer »Begleiter« als ein liebenswürdig-lügnerischer und gänzlich unkriegerischer Sancho Pansa. Welcher Macht-Habende? Vielleicht gar der Kaiser? Wird die Richtung, aus der vielleicht eine Antwort auf die Verhöhnung Bernhardis kommt, etwas darüber sagen?

Unumgänglich war also, zu Bernhardi Stellung zu nehmen (und die Richtigkeit der Entscheidung bestätigt sich nach Kriegsausbruch, als der alliierten Propaganda u. a. dieses Buch als Beweis für die Kriegstreiberei der Deutschen dient). Da sie freilich nichts anderes werden konnten als massivste Kritik, bekennen die Ausführungen des »Losen Vogels« dazu von vornherein scheinbar redselig in zwiespältiger Ironie:

[...] ich bin so indiskret, zu sagen, dass der Stab des Losen Vogels schon von Anfang bedenklich war, es überhaupt zu tun.[...] wir waren uns gleich darüber klar, dass es nicht gut ist, mit einem General anzubinden.

»Ich« und »wir« und – dem General angemessen – ein »Stab«, bald darauf zum »Kriegsrat des L.V.« verschärft, und durch die Mitsprache eines »Redaktionsdieners« wieder ins Komische gezogen, ein imaginiertes »Team« also, gehören bei diesem umfangreicheren Aufsatz – mit etwas mehr als 8 erheblich über dem Mittel von 3 Seiten – gewiß zu den »formalen« Darstellungsmitteln im Sinne der »Erzählerlichkeit« und des »Spannens« eines Themas (II 971), die Musil auch im Essay erfüllt und deren Durchführung im Vergleich der Vorfassung »Novelleterlchen« (II 1323–1327) zum gedruckten Pasquill »Über Robert Musil's Bücher« (221–227) besonders schön zu beobachten ist, und so auch in attribuierten Essays, etwa mit dem Bericht des Hauptmanns (44f.). Ernst Bloch wird das einmal »fabelnd denken« nennen.<sup>107</sup> Es deutet jedoch ebenso reale Hintergründe an. Das rezensierende Ich steht nicht allein in der

<sup>107</sup> Gesamtausgabe der Werke in 15 Bden, Bd 1 (»Spuren«) Frankfurt a. M. 1969, S. 16.

Verantwortung; und ihm fließt ausdrücklich die Mithilfe anderer zu: es schmückt sich nicht mit fremden Federn wie Bernhardi mit Treitschke. Man könnte daraus zunächst folgern, der Aufsatz sei eine gemeinschaftliche Arbeit – wenn nicht schon die Gestaltung des Schlusses auf Musil als Autor aufmerksam gemacht hätte.

Und darauf macht noch vieles aufmerksam: die zahlreichen typischen Satzanfänge (»Es ist«, »~ sind«, »~ hat«, »~ tut«, »~ gibt«), verselbständigte Satzteile (bzw. elliptische Sätze), die Fülle der bevorzugten Konjunktionen und Partikeln (darunter über 40 »aber«, »sondern«, »doch«), die zwingenden Paarungen (»nachdenkliche Erinnerung«, »mutlose Biederkeit«, »Inzucht der Pflichten«, »strenge Vorsicht«, »kleine Rachen<sup>108</sup> der Logik«), Neubildungen (»Selbstkompromittierung«, »Zerflatterung«, »Befriedigtheit«), Wortspiele (»in einem weniger autoritären Ton, als da, wo weniger Autorität ist«), die frappierende, des öfteren Redensarten karikierende Bildlichkeit (»die hors d'œuvres einer Pointe«; »die Weltgeschichte am Rockzipfel fassen, bevor sie um die falsche Ecke biegt«; »eine Explosion ohne ersichtlichen Sprengstoff«; »die Zins-Sätze unserer Tage rosten schneller als der Pflug, den man für das Schwert verliess«).

So auch Verknüpfungen mit anderen Essays, mal andeutende, mal überdeutliche. Schon die Einleitung schafft eine direkte Verbindung zu »Man spricht von Krieg«: Vielen Offizieren sei »der platonische Bezug ihres Berufs die schwerste Anforderung; der diplomatische Kampf, Kampf stiller Waffen« sei ihnen, die nur »für Vernichtung und mit Vernichtung rechnen« und »ihr ganzes Leben keinen anderen Begriff von einem Gegensatz« hätten, »schon als Erscheinung verdächtig«. Die »Phantasie«, die »in diesem Beruf« eigentlich »das Wirkliche« sei, weil sie schon im Frieden »die wahre Gestalt der Dinge im Kriege« zu erahnen habe, verbindet sich darum rasch mit »Dummheit«, »Bestialität« und dem »Stumpfsinn der Brutalität« – in diese Begrifflichkeit wird dies Musil in der »Kriegsdämmerung« fassen (II 675)<sup>109</sup> –, wenn solche Militärs, wie ein Bernhardi, dann Politiker werden mit der Maxime – der Autor persifliert deren abgehackten Befehlston –: »Vernichtung des Gegners. Seine Ausrottung. Aus den Bataillonen eine Schafherde machen mindestens«. –

<sup>108</sup> Ein sehr ungewöhnlicher, doch bezeichnender Plural; immer wieder findet sich in Musils Texten ein üblicher Weise singularisches Substantiv im Plural, z. B. »Menschlichkeiten« (24), »Verletztheiten« (285), »Unhaltbarkeiten« (II 1018).

<sup>109</sup> Vgl. dazu auch Thöming (Anm. 2) S. 182.

Oder es wird an die Feststellung in »Statisten und Männer« erinnert: »der Abgrund, der das Volk von seinen Politikern trennt, werde immer grösser und deutlicher sichtbar« (83):

Ich erinnere daran, dass diejenigen, die heute in Deutschland verantwortlich sind, eine Manie haben, nichts von der Atmosphäre der Gesinnungen, der Moral, der Lebensanschauung mitzuteilen, in der sie leben, – und entscheiden. Es existiert da ein Bruch des psychologischen Kontaktes mit dem Land, in seiner Art schlimmer als in den absolutistischsten Staaten.

Oder es wird ein abschätziger Blick auf den Pazifismus und die Kirche geworfen, wie er etwa aus »Das Geistliche, der Modernismus und die Metaphysik« (77) und »Kriegsdämmerung« (II 676f.) bekannt ist: »Pazifisten und Pastoren, die Militärgeistliche haben werden wollen und es nicht geworden sind«. Oder der knappe Hinweis auf den »Humbug der Volksschulen« erinnert daran, wie »Man spricht von Krieg« kritisiert, daß ersatzweise die »Armee als Erziehungsanstalt« herhalten müsse (43). Oder eine Anspielung auf das nach der Schlacht bei Hohenfriedberg gesungene »Nun danket alle Gott« kehrt in »Kriegsdämmerung« (II 675) und »Zivilisation« (II 677) im gleichen ironischen Sinn wieder.

Die Aneignung des Ingenieuren, Naturwissenschaftlern, Erfindern, wie man meinen sollte, selbstverständlichen Verhaltens, daß der Gegenwart nicht nachzulaufen, sondern voranzueilen sei, um Zukunft zu gewinnen, und – was diese in bornierter Fachgebundenheit unterließen oder ablehnten: »die Kühnheit ihrer Gedanken statt auf ihre Maschinen auf sich selbst anzuwenden« (I 38) – seiner Anwendung auf das Leben überhaupt, hatte Musil zur Vorstellung seines »Ideenlaboratoriums« verholten, in dem »alle überhaupt möglichen Fälle prinzipiell vorzudenken« sind, eines so zentralen Alles ergreifenden Gedankens, daß er allein im »Losen Vogel« in dieser Form sich in vier Beiträgen niederschlägt,<sup>110</sup> und in der Form des antithetischen Bilds mit »fest«, »Boden«/»Schwanken«, »Zukunft« in weiteren zwei.<sup>111</sup> Was er deshalb von Dichtung verlangt: daß sie nicht darstelle, was ist, »sondern das was sein soll; oder das, was sein könnte, als eine Teillösung dessen, was sein soll« (II 970), ist anlässlich des drohenden Kriegs und Bernhardis Buch hier vom Politiker und

<sup>110</sup> In »Romane der Technik« (attribuiert, s. Teil 5), »Politik in Österreich«, »Der mathematische Mensch«, und in dem gerade betrachteten Essay.

<sup>111</sup> In »Moralische Fruchtbarkeit« und »Die Zensur« (attribuiert, s. Teil 10).

von Politik gefordert: »Es hat [...] immer nur zwei Arten von Diplomatie gegeben: eine Art, die den Gang der Dinge überholt und abgefangen hat. Die andere, die hinter ihm dreinlief«, und bedauernd summiert: »[...] ob es wirklich eine Politik der Antizipation ist, die unser Auswärtiges Amt führt, oder eine, die den status quo mit der Zukunft verwechselt [...] – darüber liesse sich ein Buch schreiben«.

Gleichwohl will wie schon »Man spricht von Krieg« auch dieser Essay Möglichkeiten für den Frieden sehen; Bernhardi verkenne,

dass der Frieden seit 1870 ein beispielloser Frieden ist, der wertvollste produktivste, der je gewirkt hat, und dass er darum schon der Diplomatie unendlich mehr Mittel zum Verhandeln und Handeln gibt, wie je vorher existierten [...].

Ein General konnte damals, so sehr sein Buch dazu reizen mochte, nicht bloß pamphletistisch abgetan werden. Protest, Polemik, Spott und Hohn, das war dem »Kriegsrat des L. V.« von vornherein keine Frage, genügten hier nicht; die Sache und ein hoher Militär waren dafür zu gefährlich. So ließen sorgfältige Begründungen, an denen die Kritik fest- und unumstößlich zu machen war, den Essay umfangreich werden. Dabei darf sich freilich selbst der »Redaktionsdiener« einmischen, der dem »Kriegsrat« das »memento mori des ›Publikums‹ vorstellt«:

Herr Doktor, sagte er, das is aber scheen, dass der Herr Jeneral Treitschken, den ich in Leipzig oft jesehen habe und ein Landsmann for mich ist, immerfort abdruckt.« – / Eine oberflächliche Zählung ergab 35 mal auf 137 Seiten. [...] / wie muss es einem zumute sein, wenn man 35 mal vor der Eventualität gestanden hat, einen durchschlagenden Begriff von dem zu geben, was einem so am Herzen liegt, und jedesmal kommt Treitschke und hat es schon besser gesagt. [...] Hält er [Bernhardi] es für gut, diesen [1871] am Brandenburger Tor in Erwartung prangenden Deutschen [Treitschkes] dem gegenwärtigen als Muster vorzustellen [...] und nichts zu erwähnen von der Periode kultureller Peinlichkeit, die unmittelbar auf den gloriosen Krieg folgte, nicht darauf zu achten, dass der Krieg die Deutschen noch viel widerwärtiger satt zu machen pflegt als der Frieden – vorausgesetzt, dass sie gewonnen haben? [...] Diesen Deutschen schaut jetzt Bernhardi nur darauf an, ob er neue Lorbeern hinterm Ohr hat, – sonst auf nichts, als ob 40 Jahre eines wirklich harten Friedens nichts gegen dreiviertel Jahre eines vortrefflichen Krieges wären.

Ein Vermerk scheinbar nebenbei, daß am Anfang des Buches »Nietzsche« stehe, »der schon so ungefährlich geworden zu sein scheint, dass

ihn Offiziere zitieren«, macht indirekt darauf aufmerksam, daß z. B. eben für diesen Passus Nietzsche, den Bernhardi selbst als Autorität bemüht (freilich in Unkenntnis seiner Gefährlichkeit gerade für ihn, der »Wissenschaft und Kunst« das »bescheidene Glück« gebe, als »ancilla belli« aufzutreten), rezipiert, ja sogar paraphrasiert ist (»Lorbeern«/»Kränze«). Hatte doch Nietzsche schon früh und scharf wie niemand gewarnt, die »vielleicht schlimmste« Folge von 1871 sei der »Irrthum [...] aller öffentlich Meinenden«, zu glauben, »dass auch die deutsche Kultur in jenem Kampfe gesiegt habe und deshalb jetzt mit [...] Kränzen geschmückt werden müsse«, dieser »Wahn« vermöge den Sieg »in die Niederlage, ja Extirpation des deutschen Geistes zugunsten des deutschen Reiches« zu verwandeln,<sup>112</sup> und später festgestellt: »Deutscher Geist: seit achtzehn Jahren eine *contradictio in adjecto*«. <sup>113</sup> Nietzsche als Hintergrund, auch das ist, wie sich vielfältig zeigt, ein Hinweis auf Musil.

Bernhardis Buch, so ein Fazit von mehreren, sei das Resultat einer verkümmerten Logik, ein »zusammengelesenes, geborgtes Buch, um einen indiskutierten, leider auch indiskutablen Instinkt zu umhüllen«, und: »Es konstatiert nichts als die Aggressivität der deutschen Armee. [...] Eine Aggressivität en tout cas. Es demonstriert das Primat des Willens – aber nicht der Moral halber, sondern auf Kosten der Vernunft!« Es verwundert, daß niemand sich gegen diesen Aufsatz äußerte, die Zensur orientierte oder gar aufheulte, wie etwa später bei Erscheinen der »Militaria« Tucholskys, weder die obrigkeitshörige Presse, noch der Adel, den das preußische Kaiserreich mit dem Monopol (das ihm die Reformer schon vor einem Jahrhundert absprachen) für sämtliche Offiziersränge bestochen hatte, noch die Inhaber dieser Ränge, die beim Leutnant angefangen, eine bevorrechtete Stellung genossen; und es zeigt, daß der »Lose Vogel« öffentliche Aufmerksamkeit nicht zu erreichen vermochte. Aber auch ohne daß sie damals Wirkung gehabt hätten, gehören die Essays »Man spricht von Krieg« und »Bernhardi und sein Buch« zu den bemerkenswertesten Satiren der heraufdämmernden europäischen Katastrophe. Schon hier ist vieles Zeit überdauernd formuliert von dem, was dann einmal nach dem Weltkrieg Gegenstand zahlreicher Artikel Tucholskys sein wird.

<sup>112</sup> Unzeitgemässe Betrachtungen I 1.

<sup>113</sup> Götzen-Dämmerung I 23.

In der Rubrik »Kleine Anmerkungen«, die am Ende des zweiten Hefts fünf Artikel zusammenführt, folgt auf den Musil schon attribuierten Kurzessay »Romane der Technik« der kleine Beitrag »Die Zensur« (80f.). Fraglos ein Thema Bleis wie Musils: Der erste veröffentlichte Essay Musils, »Das Unanständige und Kranke in der Kunst«, 1911 im »Pan«, war veranlaßt durch Maßnahmen des Berliner Polizeipräsidenten gegen angeblich pornographische Publikationen (vor allem ein Reisetagebuch des jungen Flaubert), wahrscheinlich angestoßen durch Kerr<sup>114</sup> und Blei, der seit Jahren mit der Zensur auf Kriegsfuß lebte und, um sich ihr zu entziehen, seine Zeitschriften »Amethyst« und »Opale« als eine Art Privatdrucke in beschränkter Auflage und nur für Subskribenten publiziert hatte. Auch in die nach 1918 wieder akute Auseinandersetzung um § 184 des Strafgesetzbuches wird sich Blei mit der anonymen Broschüre »Unsittliche Literatur und deutsche Republik«<sup>115</sup> einschalten und die aus dem Kaiserreich stammende Justiz an den Pranger stellen:

Im Laufe der letzten fünf Monate und weiter noch, während wir dies schreiben, wurden und werden Dutzende von Werken in deutschen Verlagen beschlagnahmt und die Verlagsbesitzer in Anklage gesetzt. [...] Wir wären imstande, der konfiszierenden Behörde eine gute Liste der pornographisch zu nennenden deutschen Schundliteratur zu geben, nach Hains vortrefflichem sechsbändigen Lexikon der Bibliographia Germanicorum Erotica et Sotadica, wenn – dieses Nachschlagewerk für Bibliothekare nicht ebenfalls konfiszirt worden wäre. [...] Was wurde konfiszirt? Neudrucke alter deutscher Übersetzungen der griechischen Anthologie, der römischen Elegiker, des Lukian, des Longus – den zum erstenmal im Jahr 1822 ein Professor der Theologie der Universität Landshut verdeutscht hat –, des Petronius. Noch nicht konfiszirt, aber nach dem Genannten konfiskabel sind aus der Antike: Suetonius, Plautus, Terenz, Martial, Juvenal: wir machen den Staatsanwalt darauf aufmerksam. [...] Aber wir wissen, dass sich unter dem Konfiszirten [...] nicht eine einzige pornographische Schrift befindet. Herstellung *und* Vertrieb vollziehen sich in so unterirdischen Gängen, dass keines Polizisten doppelt besohlter Fuß da hindringt. Es werden derzeit in Deutschland ungefähr hundert als schweinisch zu bezeichnende, auf Löschpapier ordinär gedruckte Bücheln heimlich gehandelt. Keines davon ist der Konfiskation verfallen.

<sup>114</sup> Siehe Frisés Kommentar II 1803f.

<sup>115</sup> Hannover 1921 (Die Silbergäule Bd. 135/136); das folgende Zitat ebd. S. 18f.

Weil man die Wege dieses Handels nicht kennt. Und weil es bequemer ist, in Verlagshäuser und Buchhandlungen Polizisten mit einer Liste von Büchern zu schicken, die sich zu verstecken keinen Anlaß haben.

Bleis anonyme Schrift unterscheidet sich in der Art der Darlegung,<sup>116</sup> nicht aber in Inhalten und Zielen von Musils Essay »Das Unanständige und Kranke in der Kunst« (977–983), seiner späteren Glosse »Sittenämter« (II 671–674) und vom Feuilleton »Die Zensur«. Hier heißt es wie bei »Politik in Österreich« oder dem attribuierten »Man spricht von Krieg« in unmittelbarem Anschluß an die Überschrift:

Sie führt einen vergeblichen Kampf gegen das, was man die Schundliteratur nennt; die Erfolge, die ihr in diesem Kampfe fehlen, sucht sie sich anderwärts, um doch ihre einmal bezahlte Existenz zu motivieren.[...] Aber wenn Kunstwerke unsittlich sein können, müssten solche unsittliche Werke auch in der Musik und in der Architektur vorhanden sein. Solange die Zensur nicht Walzer und Villenbauten als unsittlich verbietet, sind ihre Beweisführungen falsch.

Obwohl nicht wie Musils frühester Essay aufs »Kranke«, ja kaum aufs »Unanständige« gerichtet, sondern auf die Zensurbehörden, die Zensoren und die Öffentlichkeit, wiederholt die »Anmerkung« einige seiner Motive. Wie dort (II 977) steht gleich anfangs, daß Darstellungen mit »künstlerischer« Absicht eigentlich keiner Zensur unterlägen. Daß man »nach vorwärts und nicht nach rückwärts« (II 983) blicken müsse, findet jetzt zur Pointe »die Schamlosigkeit von gestern ist heute Keuschheit und die Unschuld von heute war gestern Frechheit«. Und hier wie dort ist gegen Schluß der »Mörder« (II 982) als Beispiel gewählt. So kurz die »Anmerkung« auch ist und damit von vornherein eine Zuweisung äußerst erschwert, zeigt sie doch noch Merkmale, die über das hinausführen, was man den Gruppenstil dieser um eine neue Prosa bemühten Schriftsteller nennen darf, bezeugt sich der persönliche Stil wieder in der Aufnahme schon einmal verwendeter Formulierungen und in »Para-

<sup>116</sup> Inhalte und Sprachliches (im Zitierten: Details zu Erotika, antiken Schriftstellern und Übersetzern, die Abneigung gegen Bücher in schlechtem Druck auf schlechtem Papier, ein südstädtisches »Bücheln«) verweist deutlich auf Blei; schematisch auf Wort- und Satz-Eigenheiten hin befragt, ergäbe sich eine partielle Nähe zu Musil: Zahlreiche Konjunktionen, mit Pronomen beginnende Sätze, ungewöhnliche Substantive, verselbständigte Satzteile, asyndetische Reihungen, Fremdwörtliches u. a. wurden als Musil eigentümliche Merkmale genannt. Dies zeigt die magere Aussagekraft einfacher statistischer Erhebungen (vgl. die Vorbemerkungen), wenn sie isoliert und auf Weniges verkürzt verwertet werden.

phrasen«. Die Redensart »nichts als Akademie« hat als Pendant »Akademie« reden (85) im – attribuierten – Essay »Statisten und Männer« des nächsten Hefes; der Ausdruck »Entmündigung [des Publikums]« korrespondiert mit den »Unmündigen im Geiste« des vorangehenden Beitrags »Romane der Technik« (80), »ringt verzweifelt die Hände« mit »ringen die Hände und Resolutionen« (41) in dem ebenfalls im gleichen Heft stehenden »Man spricht von Krieg«, und die früher schon ausgedrückte »Gleichgültigkeit« (dort des Wählers) ist wieder angeführt mit dem Satz »Das Publikum bleibt ganz gleichgültig; es fühlt sich als unbeteiligter Zuschauer«. Auch die antithetische Metapher »fest«, »Boden«/ »unfest«, »schwanken«, »Zukunft« ist aus anderen Essays – überdies als grundlegende – bekannt; heißt es hier »In diesem Schwankenden soll der Zensor das einzige Feste sein«, so in »Moralische Fruchtbarkeit«: »der Gefühlsboden darunter schwankt« (283), »das sichere Festland [...] verlassen« (284), in »Das Geistliche, der Modernismus und die Metaphysik«: »auf nichts so sehr verzichtend« wie »auf etwas Festes, ein wie allemal Bleibendes, ein Individuum zu sein«, und statt dem ein »loses« Wesen zu haben (76f.), das Schwankende nämlich eines Mannes ohne Eigenschaften, für den »im Unfesten mehr liegt von der Zukunft als im Festen« (I 250); und in der »Skizze des Dichters« wird vom »Begriff des Festen als einer fictio cum fundamento in re« gesprochen und angefügt: »Zu unterst schwankt auch hier der Boden« (II 1027).

Weil für Musil erotische Erscheinungen Antizipationen sind, die es deshalb darzustellen gilt, überrascht nicht, daß ihm die Zensur als »nach rückwärts« gerichtete Institution ein Thema werden mußte; zudem war am Beispiel der Zensur, die einen beliebigen »Polizeiassessor« zum Richter über Kunst macht, das Rechtssystem, egal ob der preußischen oder österreichischen Deutschen, überhaupt in Frage zu stellen, indem es den unendlichen »Möglichkeiten« menschlichen Verhaltens, dessen »Leidenschaften« und »Manien«, mit einer unumstößlich »festen«, absolutistischen Ordnung nicht gerecht wird.

Musil ist denn auch im letzten Passus, wiederum mit Konjunktiven, mit dem bevorzugten »aber« – dazuhin nun beides gehäuft – und mit dem (an Moosbrugger erinnernden) »verhafteten Mörder« zu hören:

Höbe man die Zensur auf, so gäbe es eine ganz kurze Zeit lang so etwas wie einen Exzess des bisher Unerlaubten, aber die Sättigung käme bald, weil sich die Spannung vermindert, und das sogenannte Unsittliche würde nicht mehr

und nicht weniger als bisher, aber vollkommen unauffällig seine Existenz weiterführen. Dass man bei einem verhafteten Mörder Kolportageromane findet und daraus schliesst, dass deren Lektüre ihn auf die Tat gebracht hat: diese Verwechslung von Ursache und Wirkung müsste man allerdings aufgeben.

## II Von »fröhlicher Wissenschaft« und »politischer Gleichgültigkeit« – Musils Beiträgen nahe und ihnen verbundene Texte

Mit Merkmalen des Inhalts wie der Darstellung, die als Indikatoren des Musil'schen Stils bezeichnet werden konnten, scheint ein dritter Kurzesessay ebenfalls als Beitrag Musils ausgewiesen: »Die fröhliche Wissenschaft« (52f.).

Die Überschrift könnte von jedem stammen, denn alle Zeitgenossen haben Nietzsche gelesen, irgendwie, und wissen etwas davon zu zitieren. Musils Verbindung zu Nietzsche ist weniger allgemein; nicht weil er in jugendlichsten Jahren als »Vivisecteur« in den Spuren Nietzsches gestapft war,<sup>117</sup> doch weil er, inzwischen ganz im Besitz seiner selbst, bei der Prüfung des von ihm Überlegten und Geformten auf die Originalität hin sich immer wieder von Nietzsche vorhergedacht findet:

Es gibt Augenblicke großer Wahrhaftigkeit, wo ich mir eingestehe, alles, was ich sage, hat viel besser schon Emerson oder Nietzsche gesagt. Ich werde nicht nur davon überwältigt, wenn ich solche Stellen wiedersehe, sondern ich muß auch annehmen, daß ein tatsächlicher Einfluß im Spiel ist. (II 900)

Ja, er bezeichnet sich einmal als einen der drei »besten Schüler« Nietzsches (II 899) und sieht schon 1902 dessen Charakteristisches in der Aussage: »dies könnte so sein und jenes so. [...] Kurz: er spricht von lauter Möglichkeiten« (T 19). Wenn von Musil, könnte deshalb der zitierte Titel als Überschrift auch weniger allgemein sein: entsprechend dem ironischen Dank an Emerson im »Mann ohne Eigenschaften« (I 38) eine Verbeugung vor Nietzsche, ebenso metonymisch wie in dem Essay »Das Geistliche, der Modernismus und die Metaphysik« mit der Evokation eines »erkenntnisfröhlichen Geschlechts« und des »Erkenntnisheiligen, der in eine unbegrenzt visionäre Welt blickt« (76). Und auf Musil scheint dann auch alles zu verweisen.

<sup>117</sup> Vgl. u. a. T 19f.

So beginnt der zweite Abschnitt gleich im konjunktivischen Modus und mit der Formel »Man denke sich einen Physiker« und baut eine »naturwissenschaftliche« Metapher aus, die weitere Bilder und Vergleiche an sich zieht und das Ganze zu einer Parabel vereinigt. Dabei riskiert der Text durchweg einen bis zum Fragmentarischen hin verengten Ausdruck; was gerade auch zum »essayistischen« Sprechen Musils gehört, zum Unfertigen, das einen »Essay« ausmacht, ja auszeichnet, oder, um sich Nietzsches zu bedienen, dem der Text sich in der Überschrift verbindet: »mit Hintergedanken« und »offen gelassenen Türen«. <sup>118</sup> So ist hier mit den in Vergleichen genannten Berufen »Jäger« und »Uhrmacher« der »alte« (prähistorische) »Jäger« als Repräsentant des Menschen von Gestern in all seinen Gebundenheiten gemeint – wenig später, im »Politischen Bekenntnis eines jungen Mannes«, sagt Musil »Höhlenmensch« (II 1011) –, von dem es dann im Roman heißt, wie der »alte Jäger sei im Kampf ums Leben [...] jedermann Positivist« und gehe »aufs Feste« (I 303), dagegen mit dem »Uhrmacher« der »junge« Mensch von Heute und Morgen in einer zu phantastischen Möglichkeiten befreiten Welt, der als Mechaniker mit den Rädchen »spielt« – sie vielleicht »ganz anders«, die »Zeit« verändernd, ineinanderfügend – und sich »lächelnd« mit dem Unfesten und Unbegrenzten außerhalb der Wirklichkeit einläßt, den Möglichkeiten, Denkbaren, Undenkbarkeiten: im »Sprung hinaus in eine neue Weltepoche« (II 1011).

Schon im ersten Abschnitt wird dieses »Jung«-Sein der Intelligenz (dabei vier »wie«-Vergleiche) mit »freier«, »lächelnder«, »bewegt«, »leicht«, »Schmetterling«, »nicht schwere Hand« genauer umschrieben, damit hörbar mehrfach Formuliertes von Nietzsche variierend (u. a. im »Zarathustra«: »[...] dass ich dem Geist der Schwere feind bin, das ist Vogel-Art [...] Wer die Menschen einst fliegen lehrt, der hat alle Grenzsteine verrückt; alle Grenzsteine selber werden ihm in die Luft fliegen, die Erde wird er neu taufen – als »die Leichte«. [...] zerbricht mir die Tafeln der Nimmer-Frohen!«<sup>119</sup>), wie auch Musil im »Politischen Bekenntnis eines jungen Mannes« 1913 sprechen wird: »du denkst locker und [...] wie mit Wolken« (II 1010), oder vom »Möglichkeitssinn« als »Flug« und »feinerem Gespinst« (I 16). Im Gegensatz dazu sind die Wissensgläubi-

<sup>118</sup> Morgenröte, Vorrede 5.

<sup>119</sup> Zarathustra III, Vom Geist der Schwere 1 und 2, Von alten und neuen Tafeln 13.

gen »ernst angespannt«, ja »wie Titanen« – gleich dem »Jäger« aus einer gestrigen alten Welt –, die »einen Berg« (als Waffe oder um zu sehen, was darunter ist) »heben«. Zwischen den Zeilen ist dabei gesagt, wie »leicht« man heute einen Berg etwa spalten, durchbohren oder ganz abtragen könnte.

Die Metapher vom »Schleier der Isis [...], als ob es verboten wäre und als ob [...] darunter miraculöse Genüsse [zu] finden sein müssten« bekräftigt, daß die Überschrift keine bloße Reminiszenz ist, vielmehr tatsächlich mit dem Blick auf Nietzsches Buch gesprochen wird. Denn die altägyptische Legende – sie hatte schon Schiller und ausführlich Novalis beschäftigt –, daß nur ein Unsterblicher den Schleier der Göttin von Sais zu heben und die Wahrheit zu sehen vermöge, wurde von Nietzsche eben in der »Vorrede« zur »Fröhlichen Wissenschaft« aufgegriffen und als Negativ-Bild parodiert:<sup>120</sup>

Wie boshaft wir nunmehr dem großen Jahrmarkts-Bumbum zuhören, mit dem sich der »gebildete Mensch« und der Großstädter heute durch Kunst, Buch und Musik zu »geistigen Genüssen« [...] nothzünftigen läßt! [...] wie unsrem Geschmacke der ganze romantische Aufruhr und Sinnen-Wirrwarr [...] fremd geworden ist! Nein, wenn wir [...] überhaupt eine Kunst noch brauchen, so ist es eine andre Kunst – eine spöttische, leichte

und vor allem eine »heitere« Kunst; den zukünftigen Künstler werde man

schwerlich wieder auf den Pfaden jener ägyptischen Jünglinge finden, welche nachts Tempel unsicher machen, Bildsäulen umarmen und durchaus alles, was mit guten Gründen verdeckt gehalten wird, entschleiern, aufdecken, in helles Licht stellen wollen. Nein, dieser schlechte Geschmack, dieser Wille [...] zur »Wahrheit um jeden Preis« [...] ist uns verleidet; [...] Wir glauben nicht mehr daran, daß Wahrheit noch Wahrheit bleibt, wenn man ihr die Schleier abzieht [...].

Unschwer sind in den Wissensgläubigen – der Autor hat sich zudem Nietzsches »incipit *parodia*« der »Vorrede« zu eigen gemacht –, die den »Schleier der Isis heben« wollen wie jene Titanen den Berg, sich in eine feste Idee verbeißen und dann auch »am liebsten beißen möchten«, wenn andere Vorschläge dazwischen kommen und alles fragwürdig machen, »jene ägyptischen Jünglinge« mit dem »Willen zur »Wahrheit um

<sup>120</sup> Die »Vorrede« hat vier nummerierte Teile; die folgenden Zitate stammen aus: 4, 1, 1.

jeden Preis« zu erkennen – und überdies als Kontrafaktur im Sinne Musils. Auch die Betonung des Autors, daß er sich eine »Intelligencia ganz anders« denke: nämlich als »das, was im Menschen immer jung bleibt«, wird noch verständlicher durch Nietzsches »Vorrede«, die von »Vereisung mitten in der Jugend, diese[m] eingeschaltete[n] Greisenthum an unrechter Stelle« zu sagen weiß. Auf Musil deutet ebenso, daß die Steigerung der »geistigen Genüsse« in »mirakulöse« durch Novalis vermittelt scheint, den er (u. a. neben Nietzsche) einen seiner »Ausgangspunkte« nennt (II 882), und dessen bekanntes Distichon über einen dieser Jünglinge das Mirakel zum »Wunder des Wunders« potenziert.

Und die Sais-Legende schafft eine weitere Verbindung: zu dem schon genannten, kaum unabsichtlich im selben Heft wiedergegebenen Essay »Das Geistliche, der Modernismus und die Metaphysik«, einem der acht bekannten Beiträge Musils.<sup>121</sup> Im Bild der gleichsinnig parodierten Legende ergänzen und erläutern sich diese zwei Essays wechselseitig, wobei der umfangreichere bekannte ebenso unüberhörbar auf Nietzsches »Vorrede« anspielt:

[...] alle Metaphysiken sind schlecht, weil sie ihren Verstand falsch verwenden. Sie setzen seinen Ehrgeiz an die ihm widernatürliche Aufgabe, das Jenseits als wirklich zu erweisen, statt es (für einen anspruchsvolleren Geschmack) überhaupt erst »möglich« zu machen.

Und er spottet,

welche sonderbaren neuen Seelen das wären, mit ihrem stummen Tic, sich immer nur in der gleichen Geste zu äussern, mit ihrem bis zum Gesetz verdichteten Starrsinn [...], nicht zuletzt mit ihrem schlechten Geschmack, sich gerade vor dem Gelehrten zu entschleiern (76).

Wer »fröhliche« Wissenschaft betreibt, so heißt es hier (76f.), sei dagegen einer, »auf nichts so sehr verzichtend wie darauf, gleich ihnen etwas Festes, ein wie allemal Bleibendes, ein Individuum zu sein« – was gewiß meint: ein Mann ohne Eigenschaften. –

Wie eine Spiegelung des in dem kurzen Essay »Die fröhliche Wissenschaft« vorgestellten »fröhlichen« Wissenschaftlers mutet eine posthume Charakteristik Musils an:

<sup>121</sup> LV 72–77, das nachher Zitierte 76f.

[Er] blieb immer ein Mittelding zwischen Mann und Knabe. Einer, der die unbegreiflichsten Dinge des Hierseins bohrend und fast hoffnungslos – aber mit einem nicht unheitreten Kopfschütteln ansah, er war offen für alles Ungelöste – dennoch nicht verzweifelt. Sondern lächelnd-kritisch.

Sie steht 1942 im Nachruf Alfred Kerrs, seines ersten Förderers, dem sich offensichtlich diese Natur des jungen Musil so sehr eingepägt hatte, daß sie auf immer sein Bild von ihm bestimmte.<sup>122</sup>

So eng jedoch die Verbindung dieses Kurzeassays zu Musil ist, er überdeutliche »Paraphrasen« zu seiner Prosa (und Persönlichkeit) gibt: Er ist nicht von ihm.

»Die fröhliche Wissenschaft« ist zweifellos Ausdruck des Selbstbewußtseins des – im Vorwort des »Losen Vogels« beschworenen – modernen Menschen, der schon »denken« kann, »ohne dass das Feuer der Hölle seine Wangen färbt«, und unzweifelhaft eine Huldigung an Nietzsche, in dem Musil sich so oft vorgefunden hat, zugleich keine uneingeschränkte; denn bereits die einleitende These »Denken, das ist nicht glauben« und die Feststellung »statt zu sagen Problem, sagen sie Rätsel« sind eine Musil keineswegs ferne Kritik an Nietzsche, dem »das Feuer der Hölle« immer noch die Sprache färbt, wenn er »glauben« und »Rätsel«, ohne sie zurückzuweisen, sogar in der »Vorrede« zu seinem Buch verwendet. Das Feuilleton ist indessen die Übersetzung eines »Propos« von Alain; und es ist allem nach Musil so nahe gekommen, daß er sich ihm nicht entziehen konnte, wie an Äußerungen Nietzsches daran anknüpfte, es sich derart assimilierte, daß Bildlichkeit (und Aussage) seine eigene wurde. Ist noch mehr daraus zu folgern?

Ähnliches wäre zu dem zuvor stehenden Beitrag »Die politische Gleichgültigkeit« (51f.) – auch er ein »Propos« Alains – zu sagen, der unter anderem mit der Musil attribuierten »Wahlparole« so verbunden ist, daß man annehmen möchte, Musil habe dieser »Propos« schon vorgelegen, als er die »Wahlparole« schrieb. Wird hier Genanntes – »Gleichgültigkeit«; »rednerische Schlacht«; »Spaß am Spiel«; »wie im Theater«; »wie man im Theater lacht, pfeift, weint« – in der »Wahlparole« nicht bloß gesteigert: zu »grösster Interesselosigkeit« (31), »wenn dem Redner die Zunge heraushängt« (33), zum »Stück, das sich Wahlkampf nennt« (30),

<sup>122</sup> Wiedergabe in: Musil, Studien zu seinem Werk, ed. Karl Dinklage, Reinbek 1970, S. 277.

zum »wildesten und phantastischsten Theater« (30)? Und der Höhe- und Endpunkt des Propos »Darüberhin tanzen die Politiker, wie Korkstöpsel auf dem Wasser« kehrt mit seinem Bild, mehr oder weniger variiert, doch sichtlich aus der selben Anschauung geboren, des öfteren bei Musil wieder; im »Mann ohne Eigenschaften« gleich mehrmals: »wie einen Kork gehoben« (I 86); »hochhob, wie das eine Welle tut« (I 652); »wie ein Kork auf und nieder tanzte« (I 1469); in »Gabriel Schillings Flucht« werden »die Menschen [...] wie Steinchen von Strömungen gehoben und versetzt« (133f.), und die attribuierte »Wahlparole« weiß von »Leidenschaften, die [...] kopfüber, kopfunter ins Politische stürzen« (30); auch in der Fassung »zeitweilig erhebt sich ein Orkan und alle Minister fallen sofort wie geübte Turner« (»Politik in Österreich«, 200) oder in einer Charakterisierung Arnheims (er habe »das Talent [...] durch ein fließendes und in jedem Augenblick sich aus sich selbst erneuerndes Gleichgewicht in jeder Lage oben auf zu kommen, was vielleicht wirklich die Grundfähigkeit des Politikers« sei; I 194) mag man diese bildliche Vorstellung noch erkennen.<sup>123</sup> –

Jedenfalls sind Äußerungen Musils diesen »Propos« Alains derart verschwistert, daß er viel enger mit dem »Losen Vogel« verbunden sein muß denn bisher angenommen – auch über eigene Beiträge hinaus.

## 12 Im »Stab« und »Kriegsrat« des »Losen Vogel«

Wenn Briefwechsel Bleis über das wenige Tradierte hinaus (etwa auch mit Autoren des Verlags der Weißen Bücher) oder Druckvorlagen von Beiträgen zum »Losen Vogel« und zu den ersten zwei Jahren der »Weißen Blätter« erhalten wären, könnten vielleicht verschiedene Hände und editorische, ergänzende, umarbeitende Eingriffe erkennbar werden und könnte damit möglicherweise zu belegen oder zu widerlegen sein, was ein aufmerksames und empfindliches Ohr gerade im Falle Musils meint

<sup>123</sup> Für beide Propos konnte ich noch nicht feststellen, ob ihre deutschen Überschriften originalen von damals entsprechen oder vom Übersetzer hinzugefügt sind. Z. B. haben die »Propos d'un Normand« (5 Bde, Paris 1952–60) keine Überschriften und geben nur rund 800 der bis Kriegsausbruch vorliegenden über 3000 Propos wieder. – Ohne den Titel im IV (und ohne weiteren Autor- oder Übersetzervermerk) ist »Die fröhliche Wissenschaft« 1914 unter der Überschrift »Bruder Alain sagte« in der »Aktion«, Sp. 806f., wieder gedruckt.

wahrnehmen zu müssen: daß hin und wieder in seinen Tonfall sich ein Klang mische, der von Blei herrühre;<sup>124</sup> und daß auch in Bleis Äußerungen gelegentlich Musils Stimme hörbar sei als die eines Mannes, der die »Phantastik« der Mathematik, wie er sie versteht, auf alle Lebensbereiche übertragen möchte.

Daß Musils Mitarbeit am »Losen Vogel« und das Zusammenspiel mit Blei über die vorgeschlagenen Attributionen und bekannten Beiträge hinausging, müßte nicht überraschen. Denn Blei hat dem jüngeren Freund nicht nur Themen, sondern auch Ratschläge zu Themen, wohl auch Formulierungen gegeben, und Musil hat Blei, der ihn ja als den ersten »Glücksfall seines spirituellen Lebens« bezeichnet,<sup>125</sup> ganz neue Zugänge zur technischen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Moderne geschaffen.

Greifbar macht ein besonderes Zusammenwirken die Bücherempfehlung Bleis im ersten Heft, die Sachbücher pauschal für »viel unterhaltender« erklärt als den »zu einem sogenannten Roman zerdehnten Zeitungsklatsch der literarischen Warenhauscommis« (36–38), und damit auf den (inzwischen attribuierten) Aufsatz »Romane der Technik« im nächsten Heft vorbereitet. Musil knüpft mit seiner Einleitung daran an und greift gelegentlich auch die Wörter »Warenhaus« und »Kommis« auf (79). Oder auf Musils Meinung über die »Rockhose« (18), wäre diese »durchgedrungen, so hätte man die meiste Einbusse an den großen, schwer und etwas träg gehirnt dahinwandelnden Frauen erlitten«, antwortet Blei im darauf folgenden Aufsatz: »Wir Frauen tragen lange Röcke. Auch wenn die uns nicht am schnellen Gehen hinderten, liefen wir nicht. Wir lieben das Langsame« (17–21). Und sichtbar wird das beim Essay über »Bernhardi und sein Buch«, der mehrfach auf die Beratung in einem Team hinweist. Wie wohlorientiert Musil über das Geschehen im »Losen Vogel«, d. h. tatsächlich Mitglied seines »Stabs« (161) ist, macht jedenfalls auch sein Wissen darüber plausibel, daß Borchardt mit dem Aufsatz »Die unverantwortliche Stadt« einen »sehr ernstgemeinten« Scherz geäußert habe<sup>126</sup> (und der dann später auch unter dem Ti-

<sup>124</sup> Daß Blei sich erlaubte, korrigierend in die Texte seiner Beiträger einzugreifen und ihnen Korrekturabzüge vorzuenthalten, ist zu belegen; siehe z. B. Annette Kolbs Brief an Kurt Wolff vom 14. 2. 1914, Briefwechsel (Anm. 31) S. 185.

<sup>125</sup> Schriften (Anm. 16) S. 229.

<sup>126</sup> Handlungen und Abhandlungen, Berlin-Grunewald 1928, S. 280.

tel »Scherzo« veröffentlicht wird), bezieht er sich doch im Essay »Der mathematische Mensch« des folgenden Hefts unüberhörbar auf diese Formulierung und Tonart, indem er sagt: »Wenn durch den Spass, der hier aus ihrem [der Mathematik] Wesen angerichtet wurde, ein wenig dieser Ernst schaut [...]« (314).

Oder ihr Zusammenspiel wird sichtbar in den Essays »Poincaré« und »Der mathematische Mensch«, die beide im letzten Heft des »Losen Vogels« stehen. »Poincaré« als Überschrift des ersten Beitrags läßt, nachdem die Hefte wiederholt ein politisch aktuelles Thema an den Anfang stellen, eine Äußerung über den im Januar 1913 aus dem Amt des Ministerpräsidenten ins höchste Staatsamt Frankreichs gewählten Raymond Poincaré erwarten; und das ist als Vexier-Spielelement des »Losen Vogels« von Blei sicher so gewollt, der für den nationalistischen Staatspräsidenten überhaupt nichts übrig hat und nicht über ihn schreiben mag, wohl aber über den kosmopolitischen 1912 gestorbenen Mathematiker Henri Poincaré. Als Blei dann 1929 diesen Essay »Poincaré« in sein Buch »Ungewöhnliche Menschen und Schicksale« einfügt, übernimmt er Musils Titel »Der mathematische Mensch« als neue Überschrift,<sup>127</sup> weist allerdings mit einer Erweiterung und einem ausführlichen Zitat auf Musil hin und dokumentiert damit die eigentliche Berechtigung zur Aneignung des Titels: eine tiefere Verbindung der beiden Aufsätze, die darin bestehen dürfte, daß sich Blei 1913 der Hilfe Musils für den Aufsatz über den »mathematischen Menschen« Poincaré versichert und ihn zugleich zur Niederschrift seiner weitergehenden Gedanken in einem selbständigen Essay veranlaßt hat (nachdem überdies schon ein Aufsatz »Der beamtete Mensch« und eine Abhandlung »Zur Idee des Menschen« für das selbe Heft vorgesehen waren). In Bleis »Poincaré« scheinen Passagen wie diese von Musil mitgebildet, bestimmt, z. T. sogar gesagt zu sein:

Die mathematische Wahrheit ist die Wahrheit, welche aufzusuchen der einzige Zweck menschlicher Existenz ist. Von dieser Wahrheit sagt nun Poincaré, der grösste Mathematiker, dass sie nichts weiter sei als: eine Meinung. Denn damit die mathematische Wahrheit einen absoluten Wert habe, müsste dieser absolute Wert eigentümlich sein sowohl den Axiomen, als welche der Ausgangspunkt jeder mathematischen Deduktion sind, als auch dem Gesetze, nach dem diese Deduktion gemacht wird. Nun haben aber die Axiome keine andere Bedeutung als die, welche ihnen die Evidenz gibt, das heisst also die

<sup>127</sup> Siehe Teil I mit Anm. 5.

Art, nach der wir sie als wahr ansehen. Die Axiome sind nicht evident an und für sich, sondern in unseren Augen. Die Evidenz der Axiome hängt von uns ab, von der Qualität sogar unserer geistigen Aufnahmefähigkeit. Wir sind verpflichtet zuzugeben, dass die kürzeste Linie von einem Punkt zum andern die Gerade ist. Aber stellt man sich den menschlichen Geist unter der Form einer flachen Wanze vor, und dass er sich auf einer vollkommenen Kugel bewegt, so wäre für diesen Geist der kürzeste Weg von einem Punkt zum andern nicht die Gerade, sondern der Kreisbogen. Und alle Ableitungen von der Geraden als der kürzesten Linie hätten nur einen menschlichen, also relativen Wert. (296)

Dieses Gefühl [für die mathematische Schönheit etc.], dem eine so entscheidende Rolle gegeben wird, musste den Mathematiker zu einem machen, den das Problem des Lebens am Ende stärker anzieht als die Mathematik. Stand doch über der Mathematik das Gefühl wie eine Richterin! (295)

Fragen nach Wahr und Nichtwahr entbehren hier allen Sinn[s]. Und was die Methode der Mathematik anlangt, so besitzt sie durchaus keine mechanische Strenge. Sie ist Kunst ebenso sehr wie Wissenschaft. Reines Raisonement ist dabei ebenso beteiligt wie Phantasie und Gefühl. (296)

Wie nahe solche Feststellungen an Musil sind, deutet schon ein Vergleich der letzten zwei Zitate mit der Aussage im »Mann ohne Eigenschaften« an, daß »die Mathematik wie ein Dämon in alle Anwendungen unseres Lebens gefahren« und die »heutige Forschung nicht nur Wissenschaft, sondern ein Zauber« sei (I 39f.); oder die Tatsache, daß ja auch Ulrich »das Problem des Lebens« selbst längst »stärker anzieht als die Mathematik«.

Blei berichtet in einem Essay über Albert Paris Gütersloh – nach Musil der »zweite Glücksfall seines spirituellen Lebens« –, sie hätten »*miteinander* die Aufsätze in der ›Rettung‹« geschrieben.<sup>128</sup> Der Essay »Poincaré«

<sup>128</sup> Schriften (Anm. 16), S. 292 (Hervorhebung: L. D.); Gütersloh hat dem nie widersprochen. – Ein vergleichbares »Miteinander« ist gerade in dieser Zeit immer wieder dokumentiert (Stadler sagt 1913, daß er mit »Hegner gemeinsam« den »Hasenroman« von Francis Jammes übersetzt habe, der dann nur unter dem Namen Hegners erschien; Borchardt legt den Grund zu Hofmannsthals Rede »Die Idee Europa« und trägt, wie auch Graf Kessler, Wesentliches zu Schröders »Homer« bei; Kessler fühlt sich von Hofmannsthal brüskiert, als dieser seine »Mitarbeit« am »Rosenkavalier« nicht genügend würdigt; usw.). Hofmannsthal meint anlässlich des Schröderschen »Homer« zu dieser Erscheinung: »Die geistige Sphäre [...], die eine solche Hervorbringung begünstigt, von ihr wiederum bereichert und gestärkt wird, mag wohl als ein Zentrum künstlerisch-sittlichen Strebens [...] angesehen werden können, um so erfreulicher, je anonymer und verdeckter sie [...] scheinbar auseinanderliegende Elemente zu binden [...] vermögen wird« (GW RA I, S. 424).

drängt die Vermutung auf, es werde beim ersten Glücksfall (Musil) auch schon so gewesen sein. Denn nachweislich hat es beim dritten Glücksfall für Blei, der Begegnung mit Hermann Broch, ebenfalls ein »Miteinander« gegeben, so daß jeder der beiden Autoren die Gemeinschaftsarbeit als die seine ansehen konnte: Die »Methodologische Novelle«, die erste unter Brochs Namen publizierte Arbeit, 1917 entstanden und 1918 in Bleis Zeitschrift »Summa« publiziert,<sup>129</sup> hat Blei 1922, ohne Brochs Mit-Autorschaft irgendwie zu erwähnen, in sein »Großes Bestiarium« aufgenommen und neu mit »Antigonus und Philaminthe« betitelt; vieles weist darauf hin, daß er sich als Urheber fühlte (und nicht von ungefähr steht sein Name sogar in der ersten Fassung). Blei scheint den neuen Freund sofort auf Musil aufmerksam gemacht und auch dadurch vollends auf den Weg zur Literatur gebracht zu haben; in der »Novelle« heißt es z. B., überdies in teilweise fast paralleler Formulierung zu einem vorhin zitierten Satz aus »Poincaré«: »Wir [...] haben unsere Geschichte nach ihren Möglichkeiten hin durchdacht und darnach gemeinsam konstruiert« und »Es paßt in den solcherart imaginierten Charakter, daß er die Formen des Lebens mit der gleichen Selbstverständlichkeit hinnehme wie die Formeln der Mathematik.« (295)<sup>130</sup> Zu den Spuren eines »Miteinanders« von Musil und Blei, denen nachzugehen wäre,<sup>131</sup> gehört auch beider Auffassung vom Wesen des Essayisten, des Essayistischen, des Essays. Wie erwähnt, nennt Blei eben im »Losen Vogel« den Essay die Gattung des »intellektuellen Gedichtes« (37), Musil wird kaum zwei Jahre darauf in einer Rezension von Essaybüchern, darunter auch solchen Bleis, sagen, das »Kennzeichen eines Essays« sei, »daß sein Innerstes in begriffliches Denken so wenig übersetzbar sei wie ein Gedicht in Prosa« (II 1450).

<sup>129</sup> 2. Jg. S. 151–159.

<sup>130</sup> Das erzählende »Wir« ist übrigens kaum eine sich vom (traditionellen) »Ich«-Erzähler distanzierende »neue und originale Erzählhaltung« Brochs, wie etwa Lützelers interpretiert (Hermann Broch: Barbara und andere Novellen, ed. Paul Michael Lützeler; Frankfurt a. M. 1973, S. 326), vielmehr Ausdruck mehrköpfiger Autorschaft, wie sie ja auch im LV (siehe Teil 9) begegnet. Lützeler (S. 358f.) zieht eine Mit-Autorschaft Bleis gar nicht in Erwägung. Broch hat die »Novelle« später mehrmals umgearbeitet und zuletzt in »Die Schuldlosen« aufgenommen.

<sup>131</sup> Auch über die Zeit des LV hinaus. So machen Bonacchi/Fanelli (Anm. 12) schon weitere für die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg plausibel.

Den von Marie-Louise Roth genannten »Meistern des Kritikers« Musil, zugleich als die »Meister seines Stils« bezeichneten Franz Blei, Alfred Kerr, Robert Müller und Alfred Polgar,<sup>132</sup> sind, sobald der Begriff ›Stil‹ auch die Denkweise umfaßt, gewiß Goethe, Nietzsche, Rilke, Hofmannsthal anzufügen, allem nach auch Alain, und wohl auch Chesterton und Borchardt, denen Musil im »Losen Vogel« erstmals oder näher begegnen mußte.

Alains »Propos« sind Meisterstücke einer Kurzprosa, die das Denken immer am Fließen hält und, stets bereit den Lauf zu ändern, kein vorgefertigtes und kein begradigtes Flußbett akzeptiert. »Die fröhliche Wissenschaft« und »Die politische Gleichgültigkeit« kann man sich innerhalb der als »Bilder« oder »Betrachtungen« im »Nachlaß zu Lebzeiten« veröffentlichten Prosa Musils vorstellen. So zeigt die gerade eine Seite lange »Politische Gleichgültigkeit« außer den erwähnten Verbindungen auch sieben »wie«-Vergleiche und eine »naturwissenschaftlichen« Metapher, die als Eigenheiten Musils erschienen (51f.), oder liest man in dem nicht längeren Propos »Der gute Wunsch« u. a.:

eine ganz brav laufende Strasse; eine Leidenschaft, eine feine Messerspitze Schmerz, die uns zu uns selber aufweckt; mehr Glücklichkeit aus Erdachtem als aus wirklichen Dingen; peitscht ein Hindernis auf der Straße das Blut auf; [Launen] wechselten wie Aprilsonne. (53f.)

Dabei übertreffen diese Fassungen des »Losen Vogels« jede gute wortgetreue Übersetzung.<sup>133</sup> Und so auch – vom Motiv her Musil vertraut – »Die schnellste Lokomotive«:

Ich sah eine neue Lokomotive, länger, höher, einfacher als alle andern; die Räder, gearbeitet wie bei einem Uhrwerk, laufen fast geräuschlos; man spürt ordentlich die grosse Zweckhaftigkeit zu einem Ende hin; da geht nicht das kleinste bisschen Dampf verloren, und ich kann mir die ingeniöse Heizung denken, die prachtvoll geregelte Geschwindigkeit, die ohne Erschütterung arbeitende Pression und die zwei Kilometer in der Minute. Und es hängt ein Tender daran wie ein Monument aus Kohlen. Alles in allem: sehr viel Wissenschaft, Pläne, Versuche, viele Hammerschläge und viel Feilengeraspel. Und alles das wofür? Um auf der Strecke München-Berlin vielleicht eine

<sup>132</sup> Musil: Theater, Kritisches und Theoretisches, ed. Marie-Louise Roth, (Reinbek) 1965, S. 203.

<sup>133</sup> Wie z.B. die von Albrecht Fabri (Alain: Die Pflicht, glücklich zu sein; Düsseldorf 1965).

halbe Stunde zu gewinnen. Und was werden die glücklichen Reisenden aus dieser so teuer erkauften halben Stunde machen? [...] Warum verliert er nicht gerade so gern und gut diese halbe Stunde im Coupé?

Man sitzt doch da ganz gut. [...] Man sieht den Sturm sich hinter Hügeln ballen und die Erntewagen sich tummeln; andern Tags wieder sieht man Maurer an einem Haus arbeiten, in einem vergoldeten Staub [...].

Aber der Reisende liest seine siebente Zeitung, versucht es, sich für die stumpfsinnigen Illustrationen zu interessieren [...], gähnt, macht seinen Koffer auf, macht ihn wieder zu. Kaum angekommen, stürzt er in ein Auto und saust hin, als ob ihm das Haus brennte. Und abends sitzt er in der Oper. Bewundert die gemalten Bäume, die Häuser aus Pappe; ein Chor der Maurer brüllt ihm in die Ohren; er reibt sich die Knie, – denn er sitzt sehr unbequem auf seinem sogenannten Parkettfauteuil – und sagt: »Die Maurer singen falsch, aber die Dekoration ist nicht übel.« (177f.)

Alains »Propos«<sup>134</sup> ist verändert, erweitert, pointiert (»entre Paris et Le Havre« wird zur »Strecke München–Berlin«, die »Viertelstunde« zur »halben«; verfeinernde Details, die das Original so nicht kennt, sind u. a.: »Feilengeraspel«, »ein Glas Bier«, »eine Runde Skat«, »Hutweiden mit Vieh darauf«, »berginnerst«) – derart ganz ins Deutsche herübergeholt, daß man eine Forderung Borchardts an die schöpferische Übertragung erfüllt sieht: Sie gestalte »wie das schöpferische Gedicht ein Ausdruck forderndes Bild der Phantasie«, man könne »nur übersetzen, was man so zwingend sieht, daß der Eindruck nach allen Seiten in Gestalt ausbricht«.<sup>135</sup> Natürlich ist dies keine Übersetzung Borchardts, ein Mangel weist diese – zuvor längst fernste – Möglichkeit vollends zurück, auch wenn ihn der Leser erst im Blick zurück aufs Original wahrnehmen kann: Man sieht vom Zug aus »die Erntewagen sich tummeln« und »un autre jour, les moissonneurs travaillent dans un poussière dorée«; in der deutschen Fassung sieht man statt »moissonneurs« (»Erntearbeiter«) jedoch »Maurer«, die, so ergänzt der Übersetzer, damit sie nicht unbegründet da sind, »an einem Haus arbeiten«; folgerichtig werden die »faux moissonneurs«, die »lui brailleraient aux oreilles« zu einem »Chor der Maurer«. Der Übersetzer kannte also das Wort »moissonneur« nicht oder verwechselte »moisson« mit »maçon« – und hat das einheitliche Bild beschädigt. Nicht die Art und Sache etwa Borchardts, der gleichzeitig mit dem vorwärts gerichteten Blick des Dichters und dem zurück

<sup>134</sup> Vgl. Alain (Anm. 123), Bd. 2, S. 212f.

<sup>135</sup> Prosa II (Anm. 45) S. 396.

gewendeten des Philologen zu arbeiten verstand. Sollte die Übersetzung von Blei sein?

Sie steht – wie die anderen – nochmals in der 1914 erschienenen, heute soviel wie verschollenen ersten deutschen Ausgabe von »Propos« Alains<sup>136</sup> unter dem Titel »Vorschläge und Meinungen zum Leben«, im Verlag der Weißen Bücher erschienen und fraglos von Blei verantwortet.<sup>137</sup> Jedoch ist Blei im Französischen zu Hause und ihm ein solcher Irrtum nicht zu unterstellen; auch Ernst Stadler und die Schwestern Kolb kommen deshalb als Übersetzer nicht in Frage. So bleibt aus dem kleinen Kreis der deutschen Beiträger des »Losen Vogels« bei dieser Qualität, die bis auf den einen Mangel das Original steigert, nur Musil übrig. Zu keinem der anderen Mitarbeiter hatte Blei einen gleich engen und stets zweifelsfreien Kontakt. Denkbar ist, daß Blei zu dieser Übersetzung wie einiger anderer »Propos« angeregt hatte und diese Übertragungen dann später bei der Sammlung aller bisher durch ihn und andere übersetzten »Propos« sich nicht, wie in anderen Fällen,<sup>138</sup> einfach aneignen wollte. Vielleicht ist das die Erklärung dafür, daß dieses Buch Alains keinerlei Hinweis auf den oder die Übersetzer gibt?

Damit ist die Vermutung, Musil habe möglicherweise ein paar seinen eigenen Beiträgen so verschwisterte »Propos« übersetzt, nicht ferne. Diese deutschen Fassungen Alains – heute vergessen, doch ihre Qualität von späteren Übersetzungen unerreicht – machen ein Gleich-Denken und Gleich-Schreiben sichtbar, erscheinen als auf Musils Interesse hin ausgewählte und bearbeitete Stücke: in seiner Sprechweise und auf seine Aussagen hin konzentriert.

<sup>136</sup> Alain wurde im deutschen Sprachraum nicht angenommen; so hält noch das Verzeichnis der Mitarbeiter im Reprint der »Aktion« 1961 (Anm. 8, S. 30) »Alain« für »Alain Fournier«.

<sup>137</sup> Vgl. unter Teil 3: Zur Datierung der 9 Hefte, vorletzter Abschnitt.

<sup>138</sup> Bis heute läuft unter Bleis Namen der erste Einzeldruck der Übertragung von Paul Claudels Ode »Les Muses«, 1917 als Nr. 43 des »Jüngsten Tages« erschienen: »Deutsch von Franz Blei«, tatsächlich jedoch von K. L. Ammer (i. e. Karl Klammer) schon im »Hyperion« veröffentlicht. Blei besaß wie für Dramen Claudels sicherlich auch für die »Cinq grandes Odes« die Übersetzerrechte (so daß Ammer in seinem Auftrag und für seine Zeitschrift übersetzt hatte) und glaubte deshalb 1917, Ammers Übersetzung für den Einzeldruck wortwörtlich usurpieren zu können. – Kurt Ifkovits teilt mit (in Hardt [Anm. 12], S. 174), daß die als Arbeit Franz Bleis gedruckte Übersetzung von André Gides »Der schlechtgefesselte Prometheus« (München 1909) von Maria Blei-Lehmann stammt.

Auch G. K. Chesterton, im »Losen Vogel« mit zwei Partien aus dem Buch »Heretiker« in der Übersetzung Germaine Kolb-Stockleys,<sup>139</sup> zeigt Ausdruckselemente, die ebenso Musils Denkbewegungen charakterisieren: »bevorzugte adversative Konjunktionen«, die – so beobachtet Gerhart Baumann in der »Vollendung der Liebe<sup>140</sup> – Knotenpunkte bezeichnen, in denen sich Widersprüchliches überkreuzt, Zwang und Freiheit der Vereinigungen, Eingangs- und Ausgangspunkte zugleich, niemals aber Endpunkte.«<sup>141</sup> Alain und Chesterton muten an wie eine sehr konkrete Basis für Musils »Wir als Übersetzervolk« überschriebene Notiz, daß er und seine »Altersgenossen u[nd] ihre unmittelbaren Anrainer [...] sich selbst an« ausländischer Literatur hätten »entdecken müssen, weil die deutsche Tradition so ruiniert war« (II 836).

Spätestens über die Beiträge im »Losen Vogel« dürfte Musil Borchardt als einem deutschen »Meister« des Essays begegnet sein. Wie dieser versucht er aus der Erfahrung, daß banales Sprechen den Gegenstand zersetzt und eine erneuerte Sprache den Gegenstand erst zu sich selber bringt, Abstand zur herabgekommenen, »platten« Sprache herzustellen. Nicht wenige seiner Mittel sind mit denen Borchardts identisch; dazu gehören als »kleinfügigste Einzelheit« (die für Borchardt in der Silbe beginnt) das einzelne Wort, als »kürzeste Linie« (wie Musil formuliert) die Wortgruppe »Substantiv mit Adjectiv« und Genitivattribut sowie die »herausfordernde Metapher«.<sup>142</sup> Kaum von ungefähr vermerkt Musil in einem Geburtstagsessay für Blei als Beispiel für dessen sicheres Urteil: »Auf Rudolf Borchardts unvergleichliche Meisterschaft hat er immer hingewiesen« (II 1202).

<sup>139</sup> Siehe Anm. 51; LV 26f., 68–72.

<sup>140</sup> Musil (Anm. 72), S. 132.

<sup>141</sup> Im zweiten Beitrag Chestertons (68–72) stehen z. B.: 15 »aber«, 5 »sondern«, 3 »doch/je-doch«.

<sup>142</sup> Vgl. Teil 4 (dort auch der Nachweis der Zitate).

### 13 Rückblick

Zwölf deutschsprachige Autoren, die Blei, nach und nach, als Essayisten hatte gewinnen können, waren eine überaus schmale Basis für ein Periodikum, das monatlich erscheinen sollte; die Zweimonatsschrift »Hyperion« hatte er ja einmal auf 24 Autoren gründen wollen. Von vornherein hieß dies, daß ein Mitarbeiter – bei einer Artikellänge von durchschnittlich 3 und einer Hefstärke von rund 40 Seiten (wie Heft 1) – in jede Nummer einen Beitrag geben mußte. Da einige Autoren später oder gar erst zum Schluß hinzukamen, andere selten mitarbeiten würden, waren einer sehr kleinen Gruppe Monat um Monat mehrere oder größere Beiträge abzuverlangen. So wird begreiflich, daß Übersetzungen nach Zahl und Umfang zunahmen, begreiflicher noch, welchen Wert Blei einer Mitarbeit Borchardts und Musils beimessen mußte. Soviel bis jetzt festzustellen und zu attribuieren ist, stammt wohl fast die Hälfte aller Originalbeiträge im »Losen Vogel« von Blei, Musil und Borchardt; die Übersetzungen eingeschlossen (die wohl überwiegend von Blei stammen?), sind diese drei für etwa zwei Drittel der Zeitschrift verantwortlich.

Die Attribution von weiteren Essays und ihre Verflechtung untereinander und mit anderen Beiträgen – wie Bleis und Alains – läßt Musils Äußerung besser verstehen, sein literarisches Produzieren in den Jahren 1911 bis 1914 habe eine andere Lebens- und Ausdrucksform verhindert, wobei gerade die Zeitschrift der Anonymen an erster Stelle genannt ist:

Hätte ich statt am losen Vogel mitzuarbeiten und die Schwärmer zu beginnen, studiert, exzerpiert, gar publiziert, wäre ich möglicher-, sogar wahrscheinlicher Weise von der Literatur fortgekommen. (T 919)

Was Blei gegenüber Kurt Wolff für einen geplanten zweiten Jahrgang annonciert, die »regelmäßige« Mitarbeit Musils, war schon für den ersten der Fall gewesen; tatsächlich hat Musil in jedem Heft wenigstens einen Essay stehen:

Nr. 1: »Erinnerung an eine Mode«, »Penthesileiade«, »Die Wahlparole« (attr.), Nr. 2: »Man spricht vom Krieg« (attr.), »Das Geistliche, der Modernismus und die Metaphysik«, »Romane der Technik« (attr.), »Die Zensur« (attr.), Nr. 3: »Statisten und Männer« (attr.), Nr. 4: »Gabriel Schillings Flucht in die Öffentlichkeit«, Nr. 5: »General von Bernhardt und sein Buch: Deutschland und der nächste Krieg« (attr.), Nr. 6: »Politik

in Österreich«, Nr. 7: »Über Robert Musil's Bücher«, Nr. 8/9: »Moralische Fruchtbarkeit«, Nr. 10–12: »Der mathematische Mensch«.

Warum sich dies nur in den wenigen (und zitierten) Bemerkungen niedergeschlagen hat, bleibt unklar und kann lediglich vermutet werden. War Musil seine Mitarbeit, nachdem der »Lose Vogel« nun einmal erschien, derart selbstverständlich, daß sie selten einer weiteren oder gar ins Einzelne gehenden Nennung bedurfte? Ist der Kontakt zwischen Musil und Blei noch viel fragmentarischer erhalten, als das (z. B. in den »Briefen«) Überlieferte ahnen läßt? Adolf Frisés Kommentar zu dem anonym veröffentlichten – 1970 durch Thöming attribuierten – Feuilleton »Kriegsdämmerung« gilt auch für jeden der nun zugewiesenen Essays: »Bemerkenswert freilich, dass dieser Beitrag [...] völlig unerwähnt blieb« (II 1759).

Das Fehlen dieser Essays in Martha Musils Verzeichnissen könnte darin begründet sein, daß die Beiträge zum »Losen Vogel« aus dem Gedächtnis notiert sind, eher noch darin, daß damit eine Auswahl getroffen und dabei möglicherweise dem früher – in den zwanziger und dreißiger Jahren bei Überlegungen über eine »Herausgabe« der Essays (T 585, II 1802) – von Musil selbst Geäußerten gefolgt ist, das die allzu zeitgebundenen Essays ausscheidet. Bernhardis Buch, die Reichstagswahl von 1912, die Stellung der Monarchen, die Frage der Statisterie, des Proportionalwahlsystems, der Verantwortlichkeit der Minister – das waren erledigte Ereignisse oder verblassende oder unter anderen Vorzeichen in ganz neuer Weise sich stellende Fragen; der Weltkrieg und seine Folgen hatten hier viele Änderungen gebracht: die Weimarer Verfassung mit Plebisziten, Verhältnis- und Frauenwahlrecht, dem Parlament verantwortlichen Regierenden; die (mit verheerendem Ergebnis) »Sichtbarmachung« bestimmter »Männer« (wie etwa Hindenburgs) und dann die Machtergreifung durch einen dieser »Männer«. Die »Politik« wurde noch immer inszeniert, war »Theater« wie nie zuvor, aber kein »Spiel« mehr, sondern Existenz bedrohend – von »fröhlicher Wissenschaft« konnte nicht mehr die Rede sein. Insoweit sind gerade diese von einer geplanten Sammlung vielleicht ausgeschiedenen und deshalb nicht mehr erwähnten Essays überholt, oder bedürften des Kommentars, wie Musil selbst meint (T 666), oder einer »Überarbeitung«, die er doch für »unmöglich« hält (T 985), oder einer völligen Erneuerung (als eine solche 1924/25 zeitgemäße »Umarbeitung« mit der Wiederholung, nun auf Österreich

bezogen, geradezu aller Motive des Essays »Man spricht von Krieg« ließe sich z. B. »Kriegsdämmerung« interpretieren).

Daß alle politischen Essays gleichwohl fern der gängigen Phrasen durch ihre konjunktivische »utopische« Perspektive Zeiterscheinungen mit einer ungewöhnlichen Tiefenschärfe sichtbar machen, zeigt ihre Qualität ebenso wie die Tatsache, daß sich diese »Utopien«, sei es das Verhältniswahlrecht oder die Verantwortlichkeit der Minister, verwirklicht haben; aufs Schrecklichste freilich in der Realisierung der Schlußfeststellung von »Statisten und Männer«: »qu'il y a toujours un monsieur en habit noir (ou cuirasse blanc) qui décide« (86).

Musils Beiträge zum »Losen Vogel« sind ein einheitlicher Komplex, indem sie als »Fragmente« seines »fabelnden« moralisierenden Denkens der Jahre 1911 bis 1913 sich zu einem »Ganzen« fügen, in dem Sinne, wie Musil es später einmal anlässlich Alfred Kerrs ausdrückt:

Ein Gedanken- und Gefühlsfaden, nicht nach der ganzen Länge abgespult, sondern in vier Fäden zerschnitten, hat die vierfache Kraft, durch Anziehung luftiger Materie seinen Gegenstand zu bilden. Er verhält sich, um es weniger schön auszudrücken, wie ein Regenwurm, dem Köpfe und Schwänze nachwachsen. Die Teilungsstellen, Anfänge und Enden sind in der Dichtung voll von einer besonderen Spannung, Sitz von andeutenden, weiterführenden, herbeiführenden und ausstrahlenden Kräften, und auf ihnen beruht die außerordentliche Ausdrucksfähigkeit einer aphoristischen Schreibweise, eines Ganzen aus Fragmenten. (II 1181)

Von einer Wirkung der Zeitschrift ist so viel wie nichts bekannt. Die geringe Anzahl abgesetzter Hefte und ihrer Lieferbarkeit als Sammelbuch noch über ein Jahrzehnt lang dokumentiert ebenso wie die Beobachtung, daß z. B. die Satiren »Man spricht von Krieg« und »General von Bernhardis Buch« keinerlei Reaktion hervorriefen, wie wenige (und wohl nur ähnlich denkende) Leser »die zornigen jungen Männer von 1913« (so nennt sie Margret Boveri 50 Jahre später<sup>143</sup>) gefunden haben. Vielleicht beziehen sich ein paar Sätze des »Mannes ohne Eigenschaften« auf das erste Heft (das man als Vorstellung und Verwirklichung des unausgesprochenen Programms der Zeitschrift ansehen muß) mit Annette Kolbs Essay »Die neuen Männer«; denn Ulrichs Erinnerung hält fest:

<sup>143</sup> Siehe unter Anm. 6.

[...] der deutsche Mensch las unbekümmert um alle Geburtswehen, die er als dekadente und krankhafte Übertreibungen bezeichnete, seine Familienzeitschriften weiter [...]; die Politik schon gar kehrte sich nicht im geringsten an die Anschauungen der neuen Männer und ihrer Zeitschriften, und die öffentlichen Einrichtungen blieben gegen das Neue wie von einem Pestkordon umzogen. (I 57)

Vor allem unser Wissen um Musils gesellschaftskritische Einsichten vor 1914, die sich an den Realitäten messen und sie mit Zukunft konfrontieren, wird durch die Attributionen erweitert und nuanciert. Im Sinne einer aktiven Teilnahme an »der Politik« hat er sich allerdings – anders als Blei – »zeitlebens« von ihr »ferngehalten«, wie er 1935 konstatieren wird, weil er »kein Talent für sie spüre« (II 1266). Gleichwohl hat er vor dem Ersten Weltkrieg, wie später, stets als einer, dem es um politische Hygiene geht, eine moralische Haltung zu dem, was er in der Politik geschehen sieht und was er in ihr für möglich hält. Das ursprünglich wohl noch für den »Losen Vogel« geschriebene »Politische Bekenntnis eines jungen Mannes« gibt die Blickwinkel, unter denen seine Beiträge entstanden sind: Er habe sich »nie früher für Politik interessiert«, der Gedanke, »durch den sich das änderte«, sei: »Du selbst bist schon [...] in dem, was du willst, ein Geschöpf der Demokratie und die Zukunft ist nur durch eine gesteigerte und reinere Demokratie erreichbar« (II 1010f.). Als wirklicher Moralist verwirft er auch im »Losen Vogel« nicht nur, was anzuprangern ist, sondern entwirft zugleich, leidenschaftlich und phantasievoll, Abhilfen: realisierbare Verbesserungen, konkrete Utopien. Nie zu Ende, seine kürzesten wie die längeren Essays nicht, sind sie und halten in Bewegung, verlangen nach Fortsetzungen, Parallelen, Verästelungen, Verzweigungen untereinander – zeigen auch sie Aspekte der unendlichen Geschichte des Fragment gebliebenen großen Romans.

Offene Fragen sind die natürliche Begleiterscheinung allen Zuweisens und jeder Zuweisung. Von ihnen abgesehen, und auch abgesehen von zwar sichtbaren, aber doch nicht immer zu einer wünschenswerten Deutlichkeit sich klärenden Hinweisen auf eine über eigene Essays hinausgehende Tätigkeit für den »Losen Vogel« –: Mit über einem Dutzend Beiträgen war Musils Mitarbeit merklich umfangreicher als bisher geglaubt und außerdem ein sicherer Nachweis seiner Fähigkeiten, die ihn Samuel

Fischer im Januar 1914 attraktiv machten als Redakteur, dem er zutraute, einer vor sich hin alternden »Neuen Rundschau« junge Impulse zu geben; schließlich war hier auch schon im September 1913 ein Essay von ihm erschienen. Erstaunlich oder gar »der unwahrscheinliche Fall«<sup>144</sup> war Fischers Entscheidung für Musil kaum; wenn nicht Musil selbst, dann wird ihm Blei, der sich so sehr für den ersten »Glücksfall seines spirituellen Lebens« einsetzte, jene volle Klarheit über den ganzen Umfang seiner Mitarbeit gegeben haben, die uns fehlt.

<sup>144</sup> Corino (Anm. 89) S. 208.

## I 4 Sechs Robert Musil attribuierte Essays und zwei ihnen nahe Übertragungen

*Die folgende Wiedergabe zitiert in der Reihenfolge ihres Erscheinens die in der vorhergehenden Studie Musil zugewiesenen Beiträge und ihnen verbundene Übersetzungen im »Losen Vogel« (LV). Die Seitennummer des LV ist am Innenrand angebracht, das Ende einer Seite mit Schrägstrich markiert. Satzfehler – auch jene, die wohl durch Übertragung aus handschriftlichen Vorlagen in eine Druckschrift ohne fs entstanden – sind berichtigt und wie anderes am Ende der Wiedergabe unter Nennung der Seite des LV und der Zeile des vorliegenden Drucks nachgewiesen; dabei steht alles dem LV Hinzugefügte oder von ihm Abweichende in Schrägschrift.*

### DIE WAHLPAROLE.

30

Was auch immer ein Politiker der einen Partei jetzt sagt, wird von dem Politiker einer andern als »Lüge gebrandmarkt«, als »Verleumdung ent-rüstet zurückgewiesen«, als »gemeines Wahlmanöver entlarvt«. Da sie das alle voneinander behaupten und eine jahrelange Kenntnis voneinander haben, muss man, was sie voneinander sagen, unbedingt glauben. Jeder Zweifel müsste diese ernsthaften Leute beleidigen. Und man konstatiert: über das deutsche Volk ist für einige Wochen eine Horde von Lügern, Verleumdern, Schwindlern losgelassen, die unter dem Vorwand, dem Volke zu dienen, es belügen und beschwindeln. Das ist der Vordergrund des Stückes, das sich Wahlkampf nennt. Wie sind die anderen Gründe und Abgründe?

Man mag von Realpolitik und Interessenpolitik reden soviel man will: die Politik ist weder real noch Interesse. Die Menschen handeln in viel handgreiflicheren Dingen nicht danach, ob es ihnen gut oder schlecht bekommt. Sie saufen z. B. gegen alle bessere Einsicht Schnaps, leben gegen alle bessere Einsicht mit Weibern. Auf einmal sollen sie in dem wildesten und phantastischsten Theater, das es gibt, in der Politik nüchtern/ wie Krämer ihre Interessen erwägen und danach handeln! Man kann zu

31

einem einzelnen Menschen ganz vernünftig sprechen und ihn von der Unsinnigkeit seines Tuns vielleicht überzeugen; bei zehn Menschen ist das schon schwieriger; und ganz unmöglich ist das bei Tausenden. Zu denen kann man nur phantastisch sprechen, wenn man auf sie wirken will. Die Politiker wissen das genau – es ist überhaupt das einzige, was sie genau wissen: dass man sich nämlich vor seinen Wählern hüten muss, nüchtern und sachlich von dem zu reden, was etwa not tut. Man muss nur allgemein behaupten, dass man das genau und wie kein anderer wisse, wo der Schuh drücke, muss den wahren Schuh aber sofort verlassen und sich ins Phantastische der Leidenschaften stürzen, in das ganz Irrationale, auf das, was keinen einzelnen Zuschauer praktisch im mindesten kümmert, was sie aber alle miteinander mit seiner völligen Sinnlichkeit packt wie im Rausch. Alsda z. B. ist: Zukunftsstaat, bedrohter Glaube, heiliges Vaterland, angestammte Dynastie, Weltmachtstellung, fröhlicher Krieg, bewaffneter Friede. Und immer wieder dazwischen von Not: Denn wer ist nicht in Not, in solcher oder in solcher? Man kann zugeben, dass die angeführten Begriffe wie alle andern Denkbarekeiten oder Undenkbarekeiten ein vielleicht nicht geringes Interesse für einen Theoretiker haben, für einen Philosophen: dem Bauern, dem Handwerker, dem Arbeiter, dem Börsenspekulanten, dem Postbeamten sind sie denkerisch und praktisch von der grössten Interesselosigkeit – und eben darum regen sie ihn auf, geben sie ihm eine Trunkenheit des Gefühls, wie sie der Politiker braucht, damit man ihn wählt. Ein Kandidat, der uns verspricht, für Erhöhung des Maurerlohns um zwei Pfennig die Stunde einzutreten, wird nie gewählt werden. Aber solche Kandidaten gibt es so häufig wie schwarze Schimmel.

Der Politiker: das ist nur nach einer pseudodemokratischen Theorie der nächstbeste Mann aus dem Volke, mit dessen Vertretung beauftragt. Tatsächlich ist der Politiker nur der, welchem es einzige Möglichkeit innerer Existenz ist, vor die Scharen hinzutreten und jene Sinnlosigkeiten naiv zu schmettern. (Dagegen sprechen nicht die auf Kommando der Politiker in die Parlamente gewählten stillen Leute, die ihren Bauch drücken und nicht reden dürfen, – wozu sie auch meist nicht die geringste Lust haben.) Politiker tun alle wie Menschenfreunde, ausnahmslos; sie sind es aus ihrem Beruf so wenig wie Pfandleiher, die ja auch so tun. Politiker / gleichen inwendig etwas jenen Menschen, die eine Leidenschaft für Theaterspielen verzehrt, der sie aber wegen irgendwelcher körperlicher

Gebrechen nicht nachkommen können, doch ihrer näheren Umgebung mit Rezitieren und derlei lästig fallen. Denn die Lust ist stärker als alle gegenstehende Einsicht. Der Politiker ist was er ist ganz um seiner eingeborenen Lust willen. Er muss vor vielen reden, er muss Applaus hören, sich bekämpft wissen, er muss tun, als wüsste er Dinge, die ausser ihm nur ein paar noch wissen (z. B. Minister), er muss »Masken vom Gesicht reissen« (diese Masken gibt's nur mehr in der Politik), er muss sich überhaupt immer müssen, und ist, als sei er selber gar nicht mehr vorhanden, so sehr ist er Menschheitswohlfahrt. Er hebt sich als Privatmann völlig auf, um im grösseren Stolze seines öffentlichen Menschentums zu leben. Es ist der eitle Mensch der überspanntesten Dimension; er misst sein Schuhmaass an der verblasenen Weite seines endlosen Horizontes. Dass manchmal der Politiker – besonders in Amerika gibt es das – persönliche, achronomische Vorteile aus der Ausübung seiner Passion hat, das ist ganz äusserlich und ein Nebenprodukt. Erpressen oder sich bestechen lassen könnte er auch sonstwo haben; er nimmt es als Politiker nur gerade so mit, aber er ist nicht um dessentwillen Politiker. Das ist er allein um des kleinen Theaters in seiner Seele willen, das er ins Grosse zu projizieren meint, weil er die Statisterie vermehrt und die Bühne vergrössert.

Das physiologische Leben der Menschen erhält sich aus Einsichten, Erkenntnissen: es kommt aus Reflexionen der Menschen über sich zustande. Das psychische, das wahrhafte Leben der Menschen, das »wofür man lebt«, der Stachel und Sporn ist ihm ein Dunkles und liegt in den Leidenschaften, in den Manien. Man lebt vom Essen und bemüht sich um dieses Mittel. In Wahrheit aber lebt man aus einer inneren Energie, und sie heisst: Hass oder Neid oder Stolz oder Hingabe oder Liebe oder Geiz oder Ehrsucht oder Grauen oder Trinken oder Mord; oder Stärkung des Ichgefühls oder Entspannung des Ichgefühls (denn auch das Sich-Aufgeben des Heiligen ist eine Entspannung des Ich). Danach bilden sich politische Parteien: aus einem seelischen Bedürfnis, das sich – wie ein chemischer Stoff eines andern – eines sogenannten politischen Gedankens bemächtigt, der ganz sekundär ist, wechseln kann und oft genug wechselt. Einer ist zu hassen da und sein Gefühl sucht sich ein Objekt, irgendeins, den Juden zum Beispiel, den Bourgeois, Gott, den Pfaffen: Es / variiert nur das Objekt. Es ist nutzlos, ihm die Unrichtigkeit des Objekts zu beweisen, denn es widerlegt ihm nicht das Primäre seines lebendigen Bedürfnisses. Aller Streit der Parteien ist um das zufällige

33

Objekt und deshalb ohne Ende. Denn das Objekt ist zufällig, das andere aber Zustand und Element des Lebens.

Sind nun die Wähler nur Statisten? Es wäre nach dem Wunsche des Parteipolitikers und er bemüht sich in »Organisationen«, die Wähler dahin zu bekommen. Aber man weiss, wie irgendeine öffentliche Betätigung Rechtens den Menschen sich selber wichtig macht. Man gebe dem Ungebärdigen die kleinste öffentliche Wichtigkeit, und er wird, wörtlich: gebärdig. Der Wahlzettel gibt dem Manne vor sich selber Bedeutung; er fühlt sich mystischer Macht voll; er lässt um sich werben; er ziert sich; er versammelt sich; er treibt mit alldem den Kandidaten zu äusserster Anstrengung und lässt es ihm nicht leicht werden; erst wenn dem Redner die Zunge heraushängt, findet der Wähler sich genügend gewürdigt und sagt: »nicht übel, vielleicht ...« Nun könnte man sagen: dass es verschiedene Parteien gäbe, spräche doch dafür, dass sowohl bei den Wählern wie bei den Politikern Sonderinteressen (besonders wirtschaftlicher Natur) sich in Forderungen und Programmen verdichtet hätten und zu bestimmten Gedanken geworden seien, nach denen sich das politische Leben einer Nation orientiert. Dagegen wäre zu sagen: Das Vorhandensein vieler Parteien in einer Nation spricht nicht für deren sogenannte politische Reife, enthüllt aber – wie in Deutschland, in Österreich – um so deutlicher das politische Wesen in seinen Elementen, und diese sind, wie wir schon sagten, nichts weniger als gedanklicher Art, sind nichts weniger als aus Wahrung irgendwelcher wirtschaftlicher Interessen formulierte Einsichten und Forderungen: wenn auch so gesprochen wird – im Zwischenspiel – so wird doch nie danach entschieden. Was sollte vernünftiger sein als der vernünftige Mensch, handelte es sich um vernünftige Dinge! Aber es handelt sich um die Wurzeln des Lebens und die liegen nicht beim Gedachten, sondern beim leidenschaftlich Empfundnen. Die kühle, seit langem abgekühlte Politik Englands fusst auf der bei uns vielverschrieenen politischen Indifferenz, ja »Unbildung« des breiten englischen Volkes. Englands nach kontinentalem Muster sich bildende Politiker sind erfolglose Politiker, denn die Staatspolitik dieses Landes ist die Kontorpraxis eines grossen Geschäftshauses seit langem

34 / geworden und dessen Sprache ist nicht aufregend. Wir auf dem Kontinent sind politisch noch Kinder. Vor drei Menschenaltern waren diese zurzeit sozusagen freien Deutschen und Österreicher noch Leibeigene. Und unsere Staatsmaschinen haben noch viele Maschinenteile aus jener

Zeit; darum ist ihr Gang unzuverlässig, rasend einmal, dann stockend überhaupt. Bei uns wird noch nicht verwaltet wie in England, sondern regiert wie in Russland, mit zeitgemässen Modifikationen, die immer wie Schwächen der Regierung aussehen müssen, weil sie sich in der Hauptsache doch russisch nimmt. Solcher Zustand gibt freies Feld allem Menschlichen, das sich sonst nicht unterbringen kann; solcher Zustand ist fruchtbarster Boden für den Politiker; er gedeiht wie der Champignon auf dem Mist. Dem Dung der Leidenschaften, die in einem noch vor kurzem ganz geknechteten Volk sich kopfüber, kopfunter in das Politische stürzen.

### MAN SPRICHT VON KRIEG.

41

Vor allem tun das natürlich die Pacifisten; sie brauchen den Krieg theoretisch am meisten, weil sie redend davon leben. Wie die professionellen Atheisten immer wieder Gott beweisen, damit sie ihn widerlegen können. Die Pacifisten mögen kein Blut fließen sehen – sie überschätzen diesen Saft, der in der Quantität etwas seinen Wert verliert –, malen die Greuel eines Schlachtfeldes, ringen die Hände und Resolutionen. Trotz des Nobelpreises und des Friedenspalastes nimmt sie niemand ernst. Sie glauben, das anarchische Kapital würde es sich nehmen lassen, die Spekulation mit Kriegsgerüchten und -möglichkeiten aufzugeben. Auf der politischen Bierbank sagt man: »es gibt keinen Krieg, Rothschild gibt kein Geld dazu«. Manchmal findet eben der »Rothschild« doch gute Gründe, Geld in einem Krieg anzulegen, selbst wenn er in seinen Erholungsstunden Pacifist ist. Die italienischen Friedensfreunde haben sich zu ihrem Krieg bekehrt; sie sagten damit dem, der es noch nicht wusste, welchen Wert diese harmlose, naive Ideologie hat: etwa 200 000 Mark, die der bekommt, der im Jahr am schönsten über den Weltfrieden oder am abschreckendsten über den Krieg geschrieben hat. Einige hundert Beschäftigungslose sind immer am Werk.

Dann gibt es die Vorsichtigen, die sich für keine entschiedene Meinung engagieren wollen und den Krieg ein notwendiges Übel nennen. Warum ein Übel, das versteht sich; ein notwendiges aber doch nur, weil

man nicht sieht, dass wir immer unfähiger werden, dieses Übel moralisch zu begehen, und weil wir, wenn es doch begangen wird, nicht daran schuld sein und eine transzendente Ursache dafür verantwortlich machen wollen.

42 Alle Regierungen versichern, dass sie nichts als den Frieden wollen; sie werden das so lange tun, bis man es ihnen wirklich glaubt und sie an diesen Glauben gebunden sind. Nur ist diese Friedensliebe ein Paradox. Als Grund aller Rüstungen und stehenden Armeen wird die Verteidigung/ des Landes angegeben. Um sich den Respekt des Nachbarn zu sichern, müsse man, heisst es, sich in den Stand setzen, ihn jederzeit angreifen zu können. Aber der Vorteil der Offensive ist eine Maxime der Kriegstaktik, die in die Politik aufgenommen wurde, wo sie falsch ist. Wenn man wirklich nur das eigene Land vor Einfall schützen will, genügte eine viel einfachere Organisation. Man erinnere sich an die Schwierigkeiten, welche die deutsche Armee nach Sedan in Frankreich erfuhr, und es war hier nur eine gänzlich ungenügend organisierte Defensivarmee vorhanden, weit weniger geschult als etwa die schweizerische Miliz. Es ist keine bewusste Lüge, wenn gesagt wird, wir brauchten vier Millionen deutsche Soldaten und dreissig und mehr Stahlschiffe, um uns gegen einen Einfall in unser Land zu verteidigen. Wir haben sicher nicht den Hintergedanken, Europa zu erobern. Unsere ständige europäische Kriegerischkeit ist nur das paradoxe Ergebnis unserer europäischen Vergangenheit. Wir haben, zählt man alles zusammen, hundertmal mehr Zeit an Kriege verwandt, als alle andern Kontinente miteinander. Wir haben daran allen unseren Mut, alle unsere wirkliche Rauflust verausgabt. Deshalb halten wir uns so viele Soldaten. »Der professionelle Soldat«, sagt ein Engländer, »gewinnt in dem Maasse an Macht, als der allgemeine Mut einer Volksgemeinschaft niedergeht. Je schwächer Rom wurde, um so mächtiger wurden die Prätorianer.« Wir ängsten uns vor den Völkern, die nach einer langen Ruhe aufstehen werden; nicht weil sie im Kriegsspiel geschulte Armeen haben, sondern weil wir die Menschen dort tapfer wissen, sprechen wir von der gelben Gefahr oder von der Erhebung des Halbmonds. Wir in Europa haben Kriegsbeamte und zum Krieg dressierte Mannschaften, aber kein Volk, das seiner Tapferkeit ein Ventil sucht. Wir machen ganz sachlich die Bilanz eines Krieges. Da sind auf der einen Seite die Opfer: Steuern, Militärdienst, Unterwerfung unter die militärische Disziplin (das ist: passiver Gehorsam) und

die zivile Hierarchie (das ist: man muss, wie Beamte wollen); auf der anderen Seite der Gewinn: in einem neu erworbenen Stück Land werden die eben angeführten Opfer nicht mehr im Namen des Königs X, sondern des Königs Y verlangt. Einige Leute finden eine bessere Kapitalverzinsung. Und dann wird vielleicht noch zu niemands Freude, aber im blödsinnigsten Stolz auf die Bedeutung der eigenen Nation germanisiert, italianisiert oder bulgarisiert, je nachdem. Wer in Europa ist nicht so von unsern vielen hundert Jahren Kriegen / ermüdet, enttapfert, dass er nicht so rechnete? Einige protestieren mit »Oho!« Wer sind die? Wer sind diese so unmässig Tapferen, die ihren Händen keine andere Beschäftigung geben können, als an Säbel und Gewehr zu fahren? Sind's Arbeiter? Bauern? Kaufleute? Ingenieure? Chemiker? Dichter? Ärzte? Gelehrte?

Am begeistertsten für einen Krieg sind immer die Leute, die ganz bestimmt wissen, dass sie nie vor den Feind kommen. Darum lassen sie ihre Wut am lautesten gegen ihn aus und wissen am genauesten, wieso und warum er ein so ekelhafter Feind ist. Da sind die nationalen Barden, die Kriegslieder für die Schulbücher dichten, Kriegslieder, die angeblich die froh stürmende Mannschaft zum Himmel steigen lässt, wenn auch in Wirklichkeit nichts sonst zum Himmel steigt als der Geruch der von der Todesfurcht herbeigeführten Entleerungen. Da sind dann die gelben Journalisten, die sofort mit anderer Leute Säbel rasseln, wenn sie »die Nation« von einem gelben Journalisten eines anderen Landes beleidigt wännen. Kein noch so in weitesten Kreisen unbekannter Mensch darf öffentlich einen irgendwelche nationale Gefühle verletzenden Unsinn reden, ohne dass nicht die Zeitung es vermerkt und nun auch ihrerseits –. Der harmlose Leser erfährt aus der Zeitung, dass er »empört« ist, dass man ihn »beleidigt« hat, dass seine »Seele kocht« – und oft glaubt er es: so stark ist die suggestive Macht der Zeitung. Des ferneren sind begeistert die Offiziere, und das ist verständlich. Das Avancement in Friedenszeiten ist langsam, und die Situation, fortwährend bis an die Zähne bewaffnet herumzugehen und nie damit was tun, wirkt in ihrer Komik auf viele so aufreizend und langweilend, dass sie schon möchten, es gäbe endlich einmal Gelegenheit, zu prüfen, ob der Säbel nicht von Pappe ist. Manche probieren's in begreiflicher Ungeduld an den eigenen Mitbürgern; aber das scheint nicht das Richtige zu sein. Kein Zweifel, ausser den richtigen Raufbolden, prächtigen Burschen oft, Draufgän-

gern, Resten alter Söldnerführer und Freischärler und ausser denen, die schneller avancieren möchten, gibt es eine sehr grosse Anzahl von Offizieren, welche mit der Armee als Erziehungsanstalt durchaus nicht einverstanden sind. Ein Hauptmann sagte mir einmal: »Was wir an den Burschen in der Armee erziehen, könnte gerade so gut und müsste eigentlich vor dem Eintritt in die Armee getan werden, wie es anderswo ja der Fall ist. Wäre es Aufgabe der Armee, in zweijähriger Dienstzeit die jungen Leute / zu Menschen zu erziehen, dann müssten ja die Menschen dort, wo die Dienstzeit nicht existiert, schreckliche Rowdies sein. Für Erziehungszwecke gibt man in europäischen Staaten das wenigste Geld aus, das meiste für die Armeen. Und in der Armee müssen wir dann nachholen, was in der Erziehung nicht geschah. Nicht nur lesen und schreiben müssen wir den Kerls oft lernen, sondern gehen, stehen, sich schneuzen und waschen. Frag ich, warum wir dann noch Offiziere heissen. Disziplin lernen sie? Wird behauptet. Lügen und sich verstellen lernen sie. Mut? Beim Manöver vielleicht? Mut zu zeigen gibt's sonstwo Gelegenheit genug. Der Mut in der Schlacht kommt mir überhaupt recht problematisch vor, an dem Mut gemessen, den einer zeigt, der einen Ertrinkenden rettet oder in ein brennendes Haus springt.« Ausser diesen Frontoffizieren, die am Kriege persönlich interessiert sind als an ihrem Beruf, den sie endlich einmal ausüben wollen, geh's auch wie immer, sind da noch jene Strategen der Armee, die in ihren Mappen die schönsten Feldzugs- und Schlachtenpläne liegen haben und das alles in Wirklichkeit sehen wollen. Künstler, die nur auf das Material warten. Menschlich verständlich, wenn man auch längst weiss, – und am deutlichsten aus den kolonialen Kriegen der letzten zwanzig Jahre – dass diese Kriegspläne Pläne sind und bleiben und es in der Wirklichkeit immer anders kommt. Menschenwirkungen sind berechenbar, auch Maschinenwirkungen sind es. Aber die Kompliziertheit des kriegstechnischen Apparates: schwierigste Maschinerien, bedient nicht von Technikern in der Werkstatt, sondern von um ihr Leben besorgten, abgerichteten Bauernburschen – das ist unberechenbar. Was noch ist für den Krieg? Ein halbes Hundert oder mehr Leute, die alles verloren haben, nichts gelernt haben, unter die Räder zu kommen fürchten und bei einem allgemeinen Durcheinander im Trüben zu fischen hoffen. Oder denen ihr Leben keinen Pfifferling mehr wert ist und die es auf die Würfel setzen. Ferner sind da noch 3 Schlachtenmaler.

Also: drei Schlachtenmaler, ein paar hundert Abenteurer, ein paar hundert Strategen, viele tausend tüchtige Offiziere, die endlich ihren Beruf ausüben wollen, einige tausend brave Raufbolde und Draufgänger, denen ihre Haut zu eng ist, ein paar Dutzend schief- und kurzsichtig geschriebene Journalisten, ein weiteres paar Dutzend pensionierte Gymnasiallehrer in Bart und Harfe: das sind die kriegerisch Gesinnten Europas. Man stelle diese Armee auf das Schlachtfeld – Falstaff wird seine himmlische Schenke verlassen und das Oberkommando übernehmen.

## DIE POLITISCHE GLEICHGÜLTIGKEIT.

51

*[Übersetzung]*

Ein neuer Minister wird ernannt. Für einen ehrgeizigen Beamten, der durch Freund- und Verwandtschaften von der Macht abhängt, sind Wechsel dieser Art erwartet, werden eskomptiert, erhofft oder gefürchtet, nach Umständen. Die Masse der Beamten achtet nicht sonderlich darauf. Die Masse der Bürger liest es in den Zeitungen, wie sie irgendein *Fait divers* liest; oder so, wie man sich manchmal für eine rednerische Schlacht interessiert, oder wie man einem Streber zuapplaudiert, der in die Höhe kommt – aus Spass am Spiel, wie im Theater.

Was interessiert wirklich einen Menschen? Seine Gesundheit und die seiner Zugehörigen, sein Geschäft, sein Kredit, seine Liebessachen, das Wetter. Das ist's, was ihn glücklich oder unglücklich machen kann; in dieser beschränkten Gruppe von Dingen und Personen kann er die Zukunft lesen und Gründe zu Furcht und Hoffnung finden. Es ist nämlich recht selten, dass unter den wirbelnden Atomen, in deren Mitte er lebt, / sich ein Minister befindet oder einer, der Minister sein könnte. Gewiss, gewiss: man nennt mir sofort zwanzig, fünfzig Familien, die mit Bangen das Blinzeln eines politischen Sterns verfolgen; aber die grosse Menge der Bürger erwartete nichts vom gestrigen Minister und erwartet nichts vom heutigen.

52

Politisches Leben, das ist vornehmlich Reden und Konversation. Beamte und Journalisten haben darüber Meinungen, oft ehrliche, weil es ihr Interesse betrifft, oft befohlene Meinungen, meistens aber ganz und

gar beiläufige. Andere, welche diese Meinungen hören oder sie lesen, kommen so weit, sie zu billigen oder zu tadeln, aus Begeisterung, wie man im Theater lacht, pfeift, weint. Man bewundert, wie die öffentliche Meinung die Fehler vergrößert, dann sie vergisst, die Männer vergisst, dann sie aufklaubt und zur Höhe trägt, alles das aus ganz kleinen Ursachen. Das kommt daher, weil die Meinung sich über Individuen lustig macht; und wie sollte es anders ein? Sie kennt sie ja nicht. Die Worte und Taten eines Ministers sind für den Zuschauer-Bürger wie die Ruladen eines Tenors.

Soll das sagen, dass die Bürger nicht ernsthaft sich mit der Politik beschäftigen? Kein Zweifel, sie tun's. Nur darf man nicht das Spiel der Wellen und ihren Gischt vermengen mit der langsamen und unwiderstehlichen Bewegung der aufsteigenden Flut. Darüberhin tanzen die Politiker, wie Korkstöpsel auf dem Wasser.

52

## DIE FRÖHLICHE WISSENSCHAFT.

*[Übersetzung]*

Denken, das ist nicht glauben. Wenige sehen das ein. Fast alle, und jene besonders, die sich von aller Religion frei wähnen, suchen in den Wissenschaften etwas, das sie glauben können. Sie klammern sich an Ideen mit einer Art Wut, und will sie ihnen einer wegnehmen, so möchten sie am liebsten beißen. Sie sprechen von ihrer »passionierten Neugierde«, und statt zu sagen Problem, sagen sie Rätsel. Sie sprechen davon, den Schleier der Isis zu heben, als ob es verboten wäre und als ob sie darunter miraculöse Genüsse finden müssten. Sie lächeln auch nicht in der Debatte, der Diskussion; ernst angespannt sind sie wie Titanen, die einen Berg heben. – Ich denke mir eine Intelligencia ganz anders. Freier als so, auch lächelnder. Und jung: die Intelligenz ist das, was im Menschen immer jung bleibt. Ich sehe sie bewegt, leicht / wie einen Schmetterling; setzt sich auf die zerbrechlichsten Dinge, lässt nicht die leiseste Spur darauf. Wie eine geübte und feine Hand seh ich sie, die den Gegenstand berührt, nicht wie eine schwere Hand, die entstellt, was sie anfasst. Denken, das ist erfinden, ohne zu glauben.

53

Man denke sich einen Physiker, der lange gasförmige Körper beobachtet hat; er hat sie erhitzt, erkältet, komprimiert, verdünnt. Er kommt zum Schluss, dass die Gase aus einer unendlichen Zahl ganz kleiner Projektile gebildet sind, die heftig nach allen Richtungen geschleudert werden und die Wand des Rezipienten bombardieren. Er definiert sein »vollkommenes Gas«, demontiert es, remontiert es, wie ein Uhrmacher es mit seiner Uhr macht. Dieser Mensch gleicht gar nicht einem Jäger, der auf ein Wild lauert. Ich seh ihn lächelnd, und mit seiner Theorie spielend; arbeitend ohne Fieber, Einwürfe empfangend wie Freunde; sofort bereit, seine Definition zu ändern, wenn sie die Erfahrung nicht bestätigt, und das sehr einfach, ohne melodramatische Gesten. Frägt ihn einer: »Glauben Sie, dass es mit den Gasen so ist?«, antwortet er: »Ich glaube nicht, dass es mit ihnen so ist, aber ich denke, dass es mit ihnen so ist«. Diese Freiheit des Geistes ist nicht als Skeptizismus misszuverstehen.

Der Freigelassene behält noch lange die Sklavenart; die Erinnerung an die Kette macht ihn noch das Bein nachziehen. Die Heutigen der Intelligenz haben Gott zu allen Teufeln gejagt, aber sie können noch nicht denken, ohne dass das Feuer der Hölle ihre Wangen färbt.

ROMANE DER TECHNIK. – Seitdem die Kritik in dem, was sie das Leben nennt, einen Maassstab zur Beurteilung der schönggeistigen Erzeugnisse gefunden zu haben glaubt, sieht man unsere Romanciers im Trab hinter diesem Leben her; alle acht Tage wird einem vom Verleger versichert, der neue Roman des Herrn Meier sei der Roman der Grossstadt oder des Warenhauses oder der Börse. Man kann es bei so heftiger Annäherung von Literatur und Leben denen nicht übel nehmen, die sich dann doch lieber schon an das Leben halten und diese Romane ungelesen lassen, weniger von der Technik des Romanes überzeugt sind als von dem Roman der Technik. Diese Romanciers möchten so etwas wie Information in unterhaltender Form geben. Aber ihre Informationen sind schlecht und werden um ihre kleinste Brauchbarkeit noch durch die Unterhaltung gebracht. Das sachliche Geschehen ist viel zauberhafter, als es diese Autoren damit zu machen glauben, dass sie ihre banalen Erfindungen hineinstellen, ihre bedeutungsvoll aufgestutzten Personna-

gen, ihre grossen Börsenimperatoren und Warenhauscäsaren, die im wirklichen Leben nicht zum letzten Kommiss taugten. Man freut sich auf den Augenblick, wo die perfekte Farbphotographie die schlechten Handmalereien überflüssig machen wird: Kunst und Leben werden davon gewinnen. Und Kunst und Leben gewinnen von Büchern, wie diesem *The Making of a Great Canadian Railway*, in dem F. A. Talbot nichts sonst erzählt als die Tracierung und Konstruktion der zweiten kanadischen Bahn, die zwei Ozeane auf dem kürzesten Weg verbindet. Menschliche Energie, an ein Werk voller Hindernisse und ausserordentlicher Schwierigkeiten gewandt, zu einem klargesehenen Zweck: das zu lesen ist so spannend wie der Graf von Monte Christo oder der Lederstrumpf. Die Romanciers heutigen Schlages sollten doch von diesem Wahn abkommen, dass sie irgend Menschen darstellen, indem sie beiläufige Clichés mit sogenannten individuellen Zügen anfüllen, was eine sehr leichte, weil gänzlich unkontrollierbare Arbeit ist. Sie können keine Dampfmaschine beschreiben, aber in der Beschreibung seelischer Finessen excellieren sie, als welche Finessen auch nur Clichés / sind. Schufen diese Herren je einen Typus? Wissen sie denn gar nicht, dass zuerst die Madame Bovary Flauberts war und dann erst die Madames Bovary waren? Erst Frédéric und dann die Frédéricis? Aber wer wie unsere Romanciers mit kurzsichtigen Augen dem Leben nachläuft, kann ihm natürlich nicht voran laufen wie die grossen Dichter des Romanes, wie Stendhal, Balzac, Flaubert, Dostojewski. So ist das Lesefutter, das sie produzieren, für Unmündige im Geiste und gelangweilte Frauenspersonen: man merkt ihm diese Leser an. Es wäre eine Wohltat für Kunst und Leben, wenn die Techniker die aufregenden Romane ihrer Arbeit schrieben und damit die aufgeregten Arbeiter an ihren Romanen verdrängten.

80 DIE ZENSUR. – Sie führt einen vergeblichen Kampf gegen das, was man die Schundliteratur nennt; die Erfolge, die ihr in diesem Kampfe fehlen, sucht sie sich anderwärts, um doch ihre einmal bezahlte Existenz zu motivieren. Sie findet diese und jene Werke der Literatur, denen künstlerische Absichten unbedingt zuzusprechen sind, unsittlich und verbietet sie. Aber wenn Kunstwerke unsittlich sein können, müssten solche unsittliche Werke auch in der Musik und in der Architektur vorhanden

sein. Solange die Zensur nicht Walzer und Villenbauten als unsittlich verbietet, sind ihre Beweisführungen falsch. Das Objekt ist weder sittlich noch unsittlich; diese Werte bezeichnen nur Urteile über das Objekt, und diese wechseln mit Ort, Zeit und Menschen, wechseln sogar mit dem Zensor; denn was der eine hier als unsittlich verbietet, gibt der andere dort als nicht unsittlich frei; die Schamlosigkeit von gestern ist heute Keuschheit und die Unschuld von heute war gestern Frechheit. In diesem Schwankenden soll der Zensor das einzige Feste sein, irgend eine missgestaltete Idee von Ordnung verlangt es von ihm: alle aber, die je mit einem Zensor sprachen, wissen, dass er verzweifelt die Hände ringt und sich auf irgend etwas ausredet, meistens auf das Publikum. Am Publikum geht aber schliesslich dieser ganze Handel aus, so oder so. Die deutschen Schriftsteller geniessen ja in nicht sehr hohem Grade die Achtung ihrer Mitbürger – ob sie dazu Anlass geben, sei nicht erörtert. Jedenfalls machen die betreffenden Behörden nicht viele Umstände und erfahren höchstens den vergeblichen Widerspruch des Betroffenen, wenn sie ein Literaturwerk als unsittlich verbieten und damit dessen Verfasser in ein recht zweifelhaftes Licht stellen. Das Publikum bleibt ganz gleichgültig; es fühlt sich als unbeteiligter Zuschauer; es ist mit seiner Entmündigung / vollkommen einverstanden, die einem aus seiner Mitte heraus ernannten Polizeiassessor sowohl eine höhere Sittlichkeit wie eine grössere Einsicht zutraut, als es selbst besitzt. Gegen diese Zufriedenheit des Publikums wiegt die Unzufriedenheit von ein paar Schriftstellern gar nichts, und ist alles Gespräch über die Zensur nichts als Akademie. Höbe man die Zensur auf, so gäbe es eine ganz kurze Zeit lang so etwas wie einen Exzess des bisher Unerlaubten, aber die Sättigung käme bald, weil sich die Spannung vermindert, und das sogenannte Unsittliche würde nicht mehr und nicht weniger als bisher, aber vollkommen unauffällig seine Existenz weiterführen. Dass man bei einem verhafteten Mörder Kolportageromane findet und daraus schliesst, dass deren Lektüre ihn auf die Tat gebracht hat: diese Verwechslung von Ursache und Wirkung müsste man allerdings aufgeben.

81

Dem Volk geht es wohl doch nicht so schlecht, wie behauptet wird, denn es amüsiert sich bei allen jenen Anlässen köstlich, wo öffentlich davon geredet wird, w i e schlecht es ihm geht. Nähme das Volk seine Politiker, seine Redner, seine Journalisten so ernst, wie diese sich selber nehmen, so würde es, ohne viel Geschichten zu machen, einen stählernen Besen packen ... aber vorläufig amüsiert sich das Volk noch vortrefflich über jene, welche auf den Tribünen das Thema der Not variieren. Gewiss: das Theaterstück kostet jeden einzelnen aus dem Volke ein paar Groschen, aber man zahlt sie gern, wenn das Stück so komisch ist wie eine deutsche Reichstagswahl, wo man zudem als Statist mitwirken kann.

Ein Versammlungsredner erklärte sogar, dass man auch in dem Vertretungskörper nichts als Statisten brauche, in konsequent befolgter Logik des heutigen Parlamentarismus und jeder Art Volksvertretung, die ja immer darauf hinauslaufen muss, dass Einer entscheidet, dem sich eine vorherbesorgte Majorität anschliesst. Diese ganz richtige Erkenntnis eines Sozialdemokraten fand heftigsten Widerspruch gerade bei den bürgerlichen Parteien, die jede Autokratie zu perhorreszieren vorgeben und doch die Anwälte des dümmsten Individualismus sind, indem sie als die richtigen Vertreter Spezialisten empfehlen, »Persönlichkeiten«, wie sie das nennen, »Männer«.

84 Immer grösser und deutlicher sichtbar wird der Abgrund, der das Volk von seinen Politikern trennt. Es ist schon ganz wie im Theater: im Parkett das Volk und vom tiefliegenden, unsichtbaren Orchester der tausend Journalisten getrennt die politische Bühne, auf welcher die Akteure wildeste Feindschaft spielen, um in den Kulissen nichts als Kollegen zu sein. Da gibt es Briefwechsel zwischen Sozialdemokraten, Zentrum, / Liberalen, wo beredet und beschlossen wird, wie die Beute zu teilen ist; der »vertrauliche« Briefwechsel steht in den Zeitungen – und das Volk lacht unbändig darüber und gratuliert sich zu seiner famosen Truppe, engagiert sie auf weitere fünf Jahre. Es sei erlaubt, diesem Charakter der circenses unserer Volksvertretung und ihres Zustandekommens das Wort zu reden. Hat man, wie gesagt wird, auch schon nicht das Brot, so hat man doch seine Spiele.

Seit Multatuli seine scharfen Pfeile gegen den Parlamentarismus schoss, hat dieses Spiel nicht aufgehört. Er erzählte die Fabel vom Hirten

und den Schafen, die eines Tages Revolution machten: sie erklärten den Hirten zum simplen Schaf und sich selber zu Hirten. Die Sache ging aber nicht recht. Alle wollten scheren, keiner geschoren werden. Alles blökte auf einmal, und die Schafe verstanden ihre eigenen Lämmer nicht. Da kam man auf das Repräsentativsystem und rekommandierte Kandidaten: »blökt vorzüglich!« oder: »viel Wolle!« Aber die Sache ging auch so nicht recht. Man änderte das Wahlrecht und wählte auf Empfehlung den besten Wollscherer – und da kam zu einer Hintertüre und etwas verkleidet eben derselbe Schäfer wieder herein, den man vorne bei der Revolution hinausgeworfen hatte.

Den Satz, dass das Volk das Recht habe, sich selbst zu regieren, respektieren alle, auch die absoluten Monarchisten, wenn anders sie ihren eigenen Katechismus kennen. Denn »das Volk« delegiert sein Recht an Einen, oder an zwei, an drei, an Tetrarchen, an Decemviren, an der Rat der Hundert, an dreihundertfünfundsechzig, an fünfhundert – Statisten oder Männer, und das ist eben die Frage. Vom sterbenden Alexander konnte man auf die Frage, wer sein Nachfolger sein soll, schliesslich nichts anderes als die bequeme Antwort erwarten: Der Würdigste. Die Liberalen reden alle wie Alexander und jeder von ihnen ist überzeugt, dass er der Würdigste ist. Und nicht nur sie. Fragte man herum, man bekäme heraus, dass sich die ganze Nation aus »Würdigsten« zusammensetzt, und man müsste nun die Würdigsten aus den Würdigsten wählen. Und damit stünde man wieder am Anfang.

Die Kritik am heutigen europäischen Parlamentarismus ist nicht schwer; die allgemeine Unzufriedenheit mit diesem System der Vertretung gibt ihr immer neue Nahrung. Aber vorläufig ist nicht deutlich, welcher andere / Modus ihn ersetzen könnte, wenn man nicht in pure Utopie verfallen und Akademie reden will. Die utopischen Systeme sind so grässlich vernünftig, dass der gesunde Mensch, dem bekanntlich das Unvernünftige viel lieber ist, nichts davon hören will. Käme es nur auf diese öde, blöde Vernünftigkeit an, brauchte man sich ja bloss zusammen an einen Tisch zu setzen und alle Köpfe würden sich sofort auf das Vernünftige einigen. Aber nur die Köpfe, und die sind das wenigst Massgebende in der Menschengeschichte. Die Köpfe kommen immer als die letzten hinterdrein. Wir werden schon einige Zeit in irgend einer sozialistischen Form leben, bis es die Köpfe merken werden.

Also wir haben nichts Besseres als diesen vielgeschmähten und ridikü-

lisierten Parlamentarismus und müssen ihn tauglicher, besser zu machen suchen, solange wir nicht etwas ganz anderes als brauchbarer herausgebildet haben. Und man könnte beiden Anschauungen helfen, sowohl der, die für »Männer« ist als der, die nur »Statisten« will.

Den Statisten mit einer Statistik. Man führe das Proportionalwahlsystem ein. So viel Stimmen, so viel entsprechende Abgeordnete. Man verlangt allerorts dieses System, man übt es auch schon. Es gibt keinen plausiblen Grund, der gegen seine Einführung im Deutschen Reich spräche.

Den »Männern« müsste man, hat man die Proportionalwahl, damit endlich zu ihrer Sichtbarwerdung verhelfen, dass man die Zahl der Volksvertreter vermindert. Gibt es deren im deutschen Reichstag nur hundert oder nur sechzig, so steht jeder von ihnen in viel grösserer Deutlichkeit da: er kann sich viel definitiver auszeichnen oder blamieren, was sein Verantwortungsgefühl, seinen Mut hebt. Lokale Interessenvertretungen gehören nicht in den Reichstag, der für die Reichsinteressen da ist. Gehören da hinein so wenig wie Bankinteressenvertreter oder Handels- oder Literatur- oder Schweinefleisch- oder Schnapsinteressenvertreter. Der Reichstag ist nicht die Börse. Jedes Ding an seinem Ort. Auch der in seiner Heimatstadt so enorm beliebte Herr N. gehört nicht hinein; er soll sich seiner Stadt erhalten und nicht Vorteile für seine Stadt dort zu erringen suchen, wo es sich um die Interessen des Reiches handelt.

86 Man kann sich einbilden, dass diese sechzig oder hundert sehr expor-  
nierten Abgeordneten, welche den deutschen Reichstag zusammen mit  
verantwortlichen Ministern bilden, so etwas wie ein vaterländisches Ge-  
fühl bekommen, das keine dieser auf blöden Wählerfang ausgehenden  
Praktiken / entstehen lässt und nicht diesen Kastendünkel des »Politikers«,  
der die Menschen seines Landes nur nach ihrem Wahlrecht wertet.

Vorläufig hat die Statisterie mehr Aussicht. Mehr Aussicht die Vermehrung der Abgeordnetenzahl, wobei das Festhalten der Regierung an der Unverantwortlichkeit der Minister vor dem Parlament ganz selbstverständlich ist. Je mehr Abgeordnete und je mehr Statisten, um so mehr hat der Landesfürst das Recht auf sein autokratisches *lex mea voluntas*, denn das ist Vernunft gesetzt gegen eine Volksvertretung, die weder Volk noch Vertretung ist und es sich daher gefallen lassen muss, qu'il y a toujours un monsieur en habit noir (ou cuirasse blanc) qui décide.

Es ist sozusagen das Buch eines Soldaten, der Militär hat werden müssen. Dies Los teilt er mit seinen deutschen Kameraden seit mehr als vierzig Jahren. Manchen von ihnen bekommt es ja sehr gut. Es sind die Militärs, denen nur das Soldatsein schwer fiel. Aber vielen anderen ist der platonische Zug ihres Berufes die schwerste Anforderung; der soldatische Instinkt wittert überall durch den Apparat, der die Schlagfähigkeit der Armee im Frieden erhalten soll, die wahre Gestalt der Dinge im Kriege. In diesem Beruf ist die Phantasie das Wirkliche und sich ungeschmälert den Krieg vorstellen können die höchste Tugend; aber man versteht die Nervosität, die gerade bei den Tugendhaftesten durch den Druck einer wachsenden Friedenstradition erzeugt wird! Während das Provisorium dem echten Militär Selbstzweck wird – die echten Soldaten sind oft höchst ungebärdige Militärs.

Und noch schlimmer als Politiker. Der diplomatische Kampf, Kampf stiller Waffen ist ihnen schon als Erscheinung verdächtig. Zwar sehen sie den Kampf, aber sie vermögen nicht den ungeheuren Unterschied in der Art der Entscheidung aufzufassen. / Im Kriege ist die beste Entscheidung die Vernichtung des Gegners. Seine Ausrottung. Aus den Bataillonen eine Schafherde machen mindestens. 159

Der diplomatische Sieg, wenn er die Diplomatie wert war und es nicht einfach genügte, »anzuschreien«, der Sieg des Verhandeln also ist höchstens ein Sieg des Löwenanteils und lebt im besten Fall noch immer ein wenig vom Profit des anderen. »Den Feind anzugreifen und ihn schlagen«: – Ich verstehe, dass es Temperamente gibt, die ihr ganzes Leben keinen anderen Begriff von einem Gegensatz haben. Aber das schließt nicht ein, dass sie nur für Vernichtung und mit Vernichtung rechnen. Bismarck 1866 ist daran eine nachdenkliche Erinnerung. Je kompliziertere Umstände aufeinander stossen, je mehr sie nicht in der relativ vereinfachten Atmosphäre rein militärischer Kräfte sich halten, sondern genau so vielseitig sind wie die Gesamtheit der Beziehungen unter den Nationen, je mehr wird jede Niederlage, jeder Sieg ein subjektives Faktum sein, je undurchsichtiger ist der Erfolg, schon darum, weil er zeitlich schwer zu fassen ist, sich in Jahrzehnten erst realisiert.

Am Abend einer Schlacht. An welcher Stelle sollen aber Diplomaten

»Nun danket alle Gott« singen? Es ist naiv, zu glauben, dass es Vergnügen macht, irgend einen Vertrag zu unterschreiben!

Es hat nun allerdings immer nur zwei Arten von Diplomatie gegeben: eine Art, die den Gang der Dinge überholt und abgefangen hat. Die andere, die hinter ihm dreinlief.

General von Bernhardi ist Soldat und darum wird er nur in der ersten Art prozedieren wollen. Er wird aber vermutlich sagen, eben leider als Soldat: Das und das im allergrössten Stil muss geschehen, um die Weltgeschichte am Rockzipfel zu fassen, bevor sie um die falsche Ecke biegt. Entscheidungen! Entscheidungen, bei denen man nicht unbetroffen bleibt! Eingriffe, die niemandem gestatten, unbewusste Geschichte darzustellen. Sondern unter höchsten Opfern Väter, Söhne, Kommerzienräte, Leutnants usw. vor dem Feind und daheim ein jammernder Haufen.

In der Tat, das, sollte man meinen, sagt ein Soldat, wenn er sich in die Politik begibt. Und um endlich den Leser zu beruhigen: Bernhardi sagt es wirklich. Wenn auch viel würdiger.

160 Nun hat er ja darin recht: ob es wirklich eine Politik der Antizipation ist, die unser Auswärtiges Amt führt, oder eine, die den status quo mit/der Zukunft verwechselt und die solide Erkenntnis des einen mit der Divination des anderen – darüber liesse sich ein Buch schreiben.

Das hat Bernhardi nicht getan. Er hat nur ein Buch über den Krieg auf Kosten der Politik geschrieben – ein Buch systematischer Friedensstörung auf Kosten eines systematischen Friedens.

Denn, um sehr unvorsichtig mit dem Wichtigsten anzufangen, Bernhardi verkennt vollkommen, dass der Frieden seit 1870 ein beispielloser Frieden ist, der wertvollste produktivste, der je gewirkt hat, und dass er darum schon der Diplomatie unendlich mehr Mittel zum Verhandeln und Handeln gibt, wie je vorher existierten, zu noch nicht ganz verflossenen Zeiten, in denen intime Berührungen zwischen den Nationen eben nur Kriege waren. Aber jetzt sind die Reserven des Friedens noch lange nicht erschöpft, ersetzen sich sogar überraschend schnell, wenn sie angegriffen werden, und verbieten ruinöse Mittel.

Man hört deswegen auch nicht viel durch Bernhardi von den Möglichkeiten der blossen Politik. Wenn man diesem Buch glaubt, ist das auch nicht nötig, ja gefährlich. Politik ohne Donner hängt zu sehr zusammen mit der verhassten »Friedensstimmung« und der Genusssucht, Selbst-

sucht, Unzucht und Kontemplation, die der Friede mit sich bringt. Ich befürchte nur, die Friedensstimmung ist mehr Arbeitsstimmung. Man hat sich in der ganzen Welt mit Unternehmungen aller Art engagiert, man muss in ihnen fortfahren, um nicht alles zu verlieren und, um mich falsch, aber instruktiv auszudrücken, die Zins-Sätze unserer Tage rosten schneller als der Pflug, den man für das Schwert verliess.

Und ausserdem ist der Frieden vielmehr eine Gewissensfrage geworden; das Gefühl, dass dieser Frieden für Kultur und Zukunft unendlich mehr bedeute als irgendein vergangener, wiegt schwerer als je, selbst bei denen, die heutzutage für den Krieg schwärmen und glauben, es nicht anders zu tun als E. M. Arndt. Es war nicht schön von Bernhardi, den »alternden Kant« zu zitieren, um den Fortschritt zu diskreditieren, der in der Friedensstimmung als Überzeugung liegt. An welchem Maassstab soll denn ein absoluter Fortschritt der Kultur gemessen werden, wenn nicht eben am Fortschritt allgemeinsten, jedem zugänglicher Ideen? Der Katzenjammer der letzten hundert Jahre gegen die absoluten Ideen der Aufklärung bis Kant bedeutet doch nur, dass ihre Umsetzung in historische Gebilde sich nicht so schnell durchführen liess, als man im Glück ihrer / Entdeckung hoffte. Aus diesem gleichen Katzenjammer profitiert dann Bernhardi weiter die Überzeugung, dass die höchste Einheit menschlicher Gemeinsamkeit der Staat sein müsse. Mit der »Menschheit« ist es nichts! Er deduziert daraus, dass die letzten Prinzipien, die für das Individuum gelten, sich in den Grundsätzen bestimmen, die für die Existenz des Staates maassgebend sind.

161

Niemand glaubt mehr an diese Hegelei 1912! Aber wenn schon Bernhardi so altfränkische Probleme wie »Staat oder Menschheit« durchaus besprechen muss, warum dann nicht gründlich? Warum dieser Katechismus über solche Dinge am Anfang und Ende des Buches, wenn es nichts ist wie ein Katechismus, ohne Einheit der Beweisführung, ohne Nachweis für die Quellen von Argumenten, die sich ebensogut im entgegengesetzten Sinn verwenden lassen, zusammengetragen, wo sie gerade zu finden waren, so dass sie alle von allen Prestiges leben, die es je gegeben hat, nur nicht von ihrem eigenen!

Es ist also wirklich recht schwer, von diesem Buch zu schreiben. Und ich bin so indiskret, zu sagen, dass der Stab des Losen Vogels schon von Anfang bedenklich war, es überhaupt zu tun. Ich sage zuletzt, warum es doch geschehen ist. Aber wir waren uns gleich darüber klar, dass es nicht

gut ist, mit einem General anzubinden. Wir sind zwar alle der Meinung, dass ein energischer und klarer Kopf wie Bernhardi ebensogut einmal ein Buch hinhauen kann. Ausdruck ist Gott sei Dank keine Métierfrage. Aber wir glaubten, es ist deswegen nicht angenehm, mit einem General anzubinden, weil man immer mit ihm zu kurz kommen wird.

Wenn man mit ihm übereinstimmt, wird er den Gedanken so gründlich schleifen, bis er sich zu einem Kommando eignet.

Wenn man aber nicht mit ihm übereinstimmt, dann allerdings erst ...

....

162 Nun wollten wir aber gern etwas über Bernhardi bringen, warum, wie gesagt, zuletzt, und überlegten nun sehr, ob wir in den hors d'œuvres unserer Pointe mit oder gegen Bernhardi sein sollten. Ich muss gestehen, wir waren nahe daran, uns ihm zu verschreiben. Der Eine sagte: Das Nihilistische an dem Buch gefällt mir. Es ist eine Explosion ohne ersichtlichen Sprengstoff. Tragikomödie eines individuellen Energieüberschusses, für den alle büßen sollen. Eine hübsche Selbstkompromittierung: das sind heutzutage die einzigen Fälle von Aufrichtigkeit. Einer / sagte: Es ist auch nicht angenehm, mit Pazifisten und Pastoren, die Militärgestaltliche haben werden wollen und es nicht geworden sind, zusammenzusitzen. Der dritte: Es gibt ja ohnedies keinen Krieg.

In diesem Moment sagte der Redaktionsdiener, der uns unentbehrlich ist, weil er uns das memento mori des »Publikums« vorstellt: »Ach, wie scheen!« Warum? »Herr Doktor, sagte er, das is aber scheen, dass der Herr Jeneral Treitschken, den ich in Leipzich oft jesehen habe und ein Landsmann for mich ist, immerfort abdruckt.«

Eine oberflächliche Zählung ergab 35 mal auf 137 Seiten. In einem Buch, das zur Hälfte militärische Fragen behandelt – diese übrigens in einem weniger autoritären Ton, als da, wo weniger Autorität ist.

Das ist der Grund, warum wir nicht gerne mit Bernhardi vor der Weltgeschichte gesehen werden wollen.

\* \* \*

Es tut mir leid, dass ich von meinem Thema abkomme; aber es war wirklich merkwürdig, was dann noch alles geredet wurde. Man Gott, sagte jemand, wie muss es einem zumute sein, wenn man 35 mal vor der Eventualität gestanden hat, einen durchschlagenden Begriff von dem zu

geben, was einem so am Herzen liegt, und jedesmal kommt Treitschke und hat es schon besser gesagt. Es ist wirklich wahr. An wichtigen, an entscheidenden Stellen, in denen man das Wort erwartet, das zugleich löst und binden soll – steht Treitschke, der etwas Ähnliches gesagt hat, wie das, was man meint. Und Treitschke, gerade Treitschke. Soll dies Buch nicht jetzt gelten? Und selbst wenn Treitschke recht hat, hat er dann nicht anders recht, als wie vor dreissig Jahren? Wenn Bernhardi behauptet, der Deutsche habe seinen Charakter, oder wenigstens die Disposition seines Charakters so verändert, muss er dann nicht den Weg suchen, um sich an diesen so veränderten Deutschen zu wenden und ihm nicht ein Daguerrotyp vorhalten, die den Michel mit 15 Jahren darstellen, und ihm die guten Ratschläge auf der Rückseite vorlesen, zur Konfirmation geschrieben von Onkel Treitschkes eigener Hand? Denkt Bernhardi nicht daran, dass dieser 1912-Deutsche, wenn er wirklich soviel im Frieden verlernt hat, doch auch viel gelernt haben kann und erwarten darf, dass man das observiert und respektiert und zunächst prüft, ob der eigene Erfahrungskreis wirklich so unendlich den des anderen überdeckt, dass man ihn mit Ratschlägen über wesentliche Dinge so energisch anlassen kann? Glaubt / General von Bernhardi, dass er den gerechten und der Wahrheit oder, wenn ihn das nicht verletzt, der Wirklichkeit dienlichen Weg einschlägt, wenn er den Deutschen von heute nicht »at his best« nimmt, sondern zur Vereinfachung seiner Beweisführung und psychologischen Einwirkung sich einfach an die Adresse wendet, die Treitschke im Moment der höchsten Eitelkeit, Befriedigtheit und Machthygnose erfunden hat, den Deutschland je erlebt hat, nämlich 1871? Hält er es für gut, diesen am Brandenburger Tor in Erwartung prangenden Deutschen dem gegenwärtigen als Muster vorzustellen, zu verwerfen, was den vom jetzigen unterscheidet, und nichts zu erwähnen von der Periode kultureller Peinlichkeit, die unmittelbar auf den gloriosen Krieg folgte, nicht darauf zu achten, dass der Krieg die Deutschen noch viel widerwärtiger satt zu machen pflegt als der Frieden – vorausgesetzt, dass sie gewonnen haben? Ich will den Reichs-Gründungs-Deutschen nicht substantile herunterziehen. Aber es gab sehr ernste Störungen bei den Männern, aus deren Seele Treitschke schrieb – in dem ängstlichen Bemühen, ja für sie zu schreiben. Diesen Deutschen schaut jetzt Bernhardi nur darauf an, ob er neue Lorbeern hinterm Ohr hat, – sonst auf nichts, als ob 40 Jahre eines wirklich harten

163

Friedens nichts gegen dreiviertel Jahre eines vortrefflichen Krieges wären. Es scheint, dieser Deutsche einer falschen Renaissance, der nun die Sicherheit eines doppelten Papas hat, soll nie in einem anderen Sinne um sein Dasein kämpfen als ein homerischer Held oder ein fouragierender Trainsoldat!

Zur Vollendung des Ärgernisses ein schrecklich oberflächliches Kapitel zu dem Text: »Deutschland in der Welt voran«, in dem Wissenschaft und Kunst als ancilla belli aufzutreten das bescheidne Glück haben.

Der Deutsche ist im übrigen ungeheuer wirtschaftlich, auf einmal das »kaufmännischste« Volk der Welt. Eben nur leider die höheren Güter!

Bernhardi, um den Krieg als Selbstzweck nicht zu überlasten, plädiert nun für Siedlungsgebiete. Tun alle Alldeutschen; sie sind die Sensualisten der Politik: es kommt alles auf die Farbe im Atlas an.

Wo siedeln?

In Zentralafrika.

Aber an dieser Stelle zittert mir die Feder in der Hand.

General von Bernhardi beklagt sich darüber, dass man sich nicht siedeln könne. 1. Bismarck hat kein ordentliches Kolonialreich gegründet. Hätte er tun sollen. 2. Das ist es ja eben. England hindert uns an jeder / 164 Prozedur, die unsere natürlichen Bedürfnisse nötig machen. Vor allem: Kolonialsiedlung.

Aber wie ist es mit den portugiesischen Kolonien? 1. Ein Gerücht, England habe gleichzeitig mit einem deutschen Teilungsvertrag Portugal seine Integrität garantiert. 2. Angenommen, es sei nicht so, wir bekommen also unser Teil, so ist die Perfidie Englands nicht weniger eklatant. Denn es weiss, dass wir uns dann in einem Maasse finanziell engagieren, dass wir in unserer ökonomischen Kriegsbereitschaft ziemlich mattgesetzt sind.

Das Letzte in dem Nachwort wurde durch unseren Redaktionsdiener entdeckt, der Feuer und Flamme für das Buch ist. Solche Feststellungen sind sonst nicht die Stärke des Losen Vogels.

Nun muss ich sagen: nächst der Intrige des perfiden Albion scheint mir keine böser als die des Bernhardischen Buches, denn da er die Theorie von der finanziellen Schwächung unserer Wehrmacht durch Kolonialerwerb als Beweis für die englische Malveillance anführt, muss er wohl an diese Theorie glauben, denn sonst wäre da eine Verleumdung Englands.

Aber nun empfiehlt er selbst dringend ein Kolonialreich, und weil Kolonien, ob sie nun von Bernhardi gewünscht oder von England versprochen sind, immer dasselbe Geld kosten, so sehe ich keine Rettung mehr vor dem Schlusse, dass Bernhardi Deutschland in Schulden stürzen will, um seine Kriegsbereitschaft zu ruinieren.

Nicht mein Edelmut, aber der generöse Kriegsrat des L. V. verbietet mir fortzufahren.

Ich sagte aber trotzdem zu meinem Nachbarn: »Gerade die starken Köpfe sind Spezialisten und gerade das intellektuelle Gewissen hat eine sehr kleine Kapazität. Wirklich wirksam ist es nur für das allereigenste. Und dann gibt es kleine Rachen der Logik, wenn man in einem gewissen Stadium der Abgeschlossenheit eigener Ideen entferntere zu ihrer Stützung herbiegt. Man kann so höchst importante Bücher schreiben, aber sie sind nur durch Unschärfe wirkungsvoll, durch den Anklang, nicht durch den Klang.«

Und wenn das *hic et ubique* der vorangegangenen Anzettelungen stört, so ist genau der Eindruck hervorgerufen, den das Buch selbst auf den eindringenden, nach Ursprüngen Lesenden macht. /

Es ist ein Buch geschrieben mit der grössten anscheinenden Ordnung und dennoch ein zusammengelesenes, geborgtes Buch, um einen indiskutierten, leider auch induskutablen Instinkt zu umhüllen und ihm eine Salonfähigkeit zu geben, die er vielleicht haben könnte (am Anfang des Buches steht Nietzsche, der schon so ungefährlich geworden zu sein scheint, dass ihn Offiziere zitieren), die er aber nicht haben kann, wenn Rock und Hose Treitschke gehören, die »mannhafte« Weste aber Goethe und das alles in einer jesuitischen Systemlosigkeit vorgebracht wird, über die seit einigen hundert Jahren die deduktive Schlussform der Darstellung nicht hinwegtäuscht. Man kann ruhig bald von diesem reden in diesem Buch, bald von jenem. Es tut ihm nichts. Es konstatiert nichts als die Aggressivität der deutschen Armee. Dazu gratulieren wir uns natürlich. Eine Aggressivität *en tout cas*. Es demonstriert das Primat des Willens – aber nicht der Moral halber, sondern auf Kosten der Vernunft!

Und jetzt komme ich zu dem, was dieses Buch bei jedem insinuiert wird, der es liest – weil etwas in dem Buch steckt, was nicht das Buch ist, sondern – mehr. Es ist ein »Buch« als Ausläufer, und doch, ungeformt, unpointiert, aber fühlbar, steckt ein Anfang darin. Und ich habe mich über Treitschke beschwert, weil er diesen Anfang gewissermassen nicht

165

zu Wort hat kommen lassen, wie er es verdient. Irre ich mich da und ist das ganze nur Treitschke, dann wäre das freilich so melancholisch, dass aller Spott unrecht wäre.

Dieser Anfang findet sich zerstreut und gesammelt an einigen Stellen. Ich erinnere daran, dass diejenigen, die heute in Deutschland verantwortlich sind, eine Manie haben, nichts von der Atmosphäre der Gesinnungen, der Moral, der Lebensanschauung mitzuteilen, in der sie leben, – und entscheiden. Es existiert da ein Bruch des psychologischen Kontaktes mit dem Land, in seiner Art schlimmer als in den absolutistischsten Staaten. Das ist einer der wichtigsten Gründe für das Missbehagen und die Zerflatterung des politischen Gehabens der Deutschen. Es ist vielleicht der wichtigste Grund dafür. Die Autorität wird mit der Geste des Definitiven, nicht zu Erörternden geltend gemacht, – genau in dem Grade wird das betont, als die Konstitution doch Diskussion vorschreibt. Es gibt kein produktives Gegengewicht der Regierung gegen den Geist eines nörgelnden Liberalismus, eines negierenden Sozialismus, eines Konservativismus, der von Usurpationen lebt. Oder gegen den zerstörenden In-/differentismus der Ultramontanen. Dagegen hat eine reichtsdeutsche Regierung nur »Maassnahmen«, die vielleicht gut sind, aber es fehlen ihnen der tragende, überzeugende Gedanke, die Titel tieferer Gesinnung, das natürliche Milieu menschlicher Entscheidungen mit einem Wort.

Die forcierte Isolation des Buchstabens nennt man das »streng Amtliche«, und davon ist nichts in Bernhardis Buch. Wenn er also ein Illusionist zweifelhafter Zwecke ist, so ist er doch ein grosser Praktiker der Mittel. Er hat eine gesunde Art, sein Wollen vorzutragen, und hat es darum gar nicht vermeiden können, fast überall recht zu haben, wo es sich um die Kritik der gegebenen Zustände in Deutschland handelt. Ich finde es ausgezeichnet, dass er den Humbug unserer Volksschulen so hernimmt und so viele andere Dinge, die als unanfechtbar gelten, aber ich finde es unübertrefflich, wie er das tut, nicht mit der Ereiferung des Unverantwortlichen, sondern mit der Bedachtsamkeit und strengen Vorsicht dessen, der weiss, was ändern heisst, und mit allem möglichen Freimut. Das könnte der Anfang sein, jenes Schweigen zu brechen.

Bernhardi exemplifiziert oft auf 1806. Was 1806 vorausgeht, ist eine schauerhafte Stille, ein völliger und absichtlicher Mangel an Spiegelung der Kräfte, die den Staat leiten, eine Inzucht der Pflichten, eine mutlose

Biederkeit. Diese Symptome sind wieder da in dem heutigen offiziellen Deutschland. Nirgendwo finde ich den Ring der Offiziellen, der aus einer Lähmung eine Etikette gemacht hat, durchbrochen, wenn nicht durch dies Buch. Denn dahinter steckt viel mehr innere Kritik, die an die Wurzel geht, als die rein konstruktive äussere Tendenz vermuten lässt. Wenn in diesem Buche Don Quixote führt, so ist sein Begleiter doch nicht Sancho.

Nur gegen den allzu wehrhaften Ritter kann man in diesem Programm den Kampf führen, soweit er geäussert ist. Aber man tut es, um den Begleiter zu finden, von dem man wissen möchte, was er zu sagen hat.

### *Nachweise*

Die Wahlparole: *LV Nr.1*

- S. 30, Z. 5* von unten: Kranken > Menschen [*nach einer Korrekturnote am Schluss des 2. Hefts, S. 82; sie lautet: D r u c k f e h l e r.* – Im ersten Heft dieser Zeitschrift möge man drei sinnstörende Druckfehler verbessern: Seite 30, Zeile 5 von unten muss es statt »Kranken« heissen: Menschen; Seite 31, Zeile 12 von unten statt »nur«: uns; Seite 32, Zeile 11 von unten statt »Manieren«: Manien.
- S. 31, Z. 12* von unten: nur > um [*Vgl. Anm. zu S. 30, Z. 5; die Korrekturnote zeigt irrtümlich uns*]
- S. 32, Z. 2:* Theaterspieler > *Theaterspielen*
- Z. 14:* Schumass > *Schuhmaass*
- Z. 15:* persönlliche > *persönliche*
- Z. 17:* Erpessen > *Erpressen*
- Z. 12* von unten: ein dunkles > *ein Dunkles*
- Z. 11* von unten: Manieren > Manien [*nach Korrekturnote, siehe Anm. zu S. 30, Z. 5*]
- S. 34, Z. 4:* Maschintteile > *Maschinenteile*

Man spricht von Krieg: *LV Nr. 2*

- S. 42, Z. 19: Masse > Maasse  
[S. 42, Z. 22: Der Fotodruck durch »Kraus Reprint« (Nedeln / Liechtenstein 1970) zeigt irrtümlich ein fett gedrucktes die]

Die politische Gleichgültigkeit: LV Nr. 2, Übersetzung nach einem Propos Alains vom 11. Januar 1908.

Die fröhliche Wissenschaft: LV Nr. 2, Übersetzung nach einem Propos Alains vom 15. Januar 1908.

Romane der Technik: LV Nr. 2

- S. 79f.: Dritter von fünf sehr kurzen Beiträgen unter dem Titel (des Herausgebers, wie entsprechend auch LV S. 112f., 144–146) Kleine Anmerkungen, die ohne Leerzeile – manchmal zusätzlich durch Gedankenstrich getrennt – aneinandergesetzt sind. Den nur durch Einrücken und Sperrung hervorgehobenen Überschriften (mit abschließendem Punkt wie alle Überschriften im LV) folgt nach Gedankenstrich noch auf der gleichen Zeile der Text.

Die Zensur: LV Nr. 2

- S. 80f.: Vierter von fünf sehr kurzen Beiträgen unter dem Titel Kleine Anmerkungen. Siehe die Anm. zu Romane der Technik.

Statisten und Männer: LV Nr. 3

- S. 84, Z. 23f.: Rat der hundert > Rat der Hundert

General von Bernhardi und sein Buch: Deutschland und der nächste Krieg: LV Nr. 5

- S. 159, Z. 7 von unten: vor den Feind > vor dem Feind  
S. 160, Z. 8: hat und, dass > hat, und dass  
Z. 18: Genussucht > Genusssucht  
Z. 6 von unten: Maasstab > Maassstab